

Band 1226

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



**Das
Versteck**

Band 1226 • Deutschland 1,35 €
Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF
Belgien / Niederlande / Frankreich / Italien 1,70 €
Spanien / Portugal / Griechenland 1,50 €

BASTEI
ROMAN





GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1226

Das Versteck

Der helle Sarg markierte den Beginn des Trauerzugs!

Wie ein makabres Schaustück wurde er uns entgegengetragen, und wir fanden keinen Platz, um dem Leichenzug auszuweichen.

Dafür war die Straße einfach zu schmal.

»Anhalten, John!«, sagte Suko und seufzte dabei, denn wie ich wusste auch er, dass wir so schnell wie möglich nach Aberdeen wollten, um dort in ein Flugzeug zu steigen, das uns nach London brachte.

Da war jeder noch so geringe Aufenthalt ein Ärgernis. Auch die Zere-
monie einer Beerdigung ...

Es war kein Ausweichen auf der schmalen Straße möglich. Wir mus-
ten zurückfahren.

Der Sarg wurde von vier Männern getragen. Auf eine gewisse Art und Weise sahen sie altmodisch und makaber zugleich aus. Schwarze Klei-
dung, auf den Köpfen Zylinder die wirkten wie gekappte Schornsteine,
aus denen kein Rauch mehr quoll. Gesichter, die wie aus Holz geschnitzt
wirkten.

Ich legte den Rückwärtsgang ein, drehte mich auf meinem Fahrersitz halb nach links und fuhr langsam wieder zurück.

Wo hier der Friedhof lag, hatten wir auf der Herfahrt nicht gesehen. Wir wussten nicht mal, wie das Kaff jenseits der Brücke hieß, das irgendwo zwischen Inverness und Aberdeen lag, weltabgeschieden und versteckt in den schottischen Highlands.

Der Range Rover, ein Leihwagen, ließ sich gut lenken. Aber ich musste schon Acht geben, in der Spur zu bleiben. Eine Ausweichmöglichkeit entdeckte ich auch jetzt nicht, und Suko war der gleichen Meinung, deshalb bat er mich, anzuhalten.

»Und dann?«, fragte ich.

»Möchte ich gerne schauen, ob es eine Möglichkeit für uns gibt. Dazu muss ich erst aussteigen.«

Es war vielleicht ganz gut, wenn Suko Ausschau hielt, und so stoppte ich.

Mein Freund verließ den Wagen. Der Leichenzug näherte sich wie ein langer Wurm aus trauernden Menschen unserem Wagen.

Ich konzentrierte mich wieder auf den Innenspiegel und auch auf die Rückspiegel und sah Suko, wie er mit beiden Händen winkte und mir so bekannt gab, dass ich zurückfahren sollte.

Weit brauchte ich nicht zu fahren, denn schon nach einigen Metern deutete Suko nach rechts, weil er da wohl eine Stelle entdeckt hatte, an der ich anhalten konnte, ohne dabei in den Graben zu fahren.

Der Range Rover rollte sehr langsam. Ich vernahm sogar das Knirschen der Reifen auf dem Untergrund und merkte auch, dass die beiden Reifen an der Fahrerseite leicht rutschten, aber nicht soweit, dass sie in den Straßengraben glitten.

Als ich schließlich den Motor abstellte, schimmerten auf meiner Stirn Schweißperlen, aber ich hatte es geschafft und atmete zunächst tief durch.

Suko öffnete die Tür und streckte den Kopf in den Wagen.

»Willst du im Auto bleiben?«

»Nein, nein, ich steige schon aus.«

»Okay.«

Ich kletterte nach draußen und stellte mich vor die Motorhaube, wo auch Suko schon wartete.

Ein Trauer- oder Leichenzug ist ja nichts Besonderes. Überall auf der Welt werden auf diese Art und Weise Menschen von den noch lebenden Freunden, Verwandten und Bekannten zu Grabe getragen.

Ob der Platz breit genug war, um zunächst die vier Sargträger vorbeizulassen, war nicht genau zu erkennen. Es sah jedenfalls nicht gut aus, und ich hoffte auch nicht, dass die Hälfte der Mannschaft im Graben weitermarschieren musste.

Es war einfach gespenstisch, und mich durchströmte kein gutes Gefühl. Den Grund kannte ich nicht, denn so eine Beerdigung war etwas völlig Normales. Dennoch hatte ich meine Probleme damit. Alles wirkte auf mich irgendwie aufgesetzt, und dazu konnte auch die Umgebung beitragen.

Schottland!

Mir schoss der Begriff durch den Kopf: Man konnte dieses Land lieben, aber auch hassen. Touristen, die herkamen und es durchfuhren oder durchwanderten, liebten es. Dass es im Sommer oft regnete und Nebelschwaden durch die Täler zogen, wie aus dem Jenseits entlassene Botschafter, machte ihnen nichts aus. Auch nicht die oft schmalen Straßen, auf denen manchmal nur ein Fahrzeug Platz hatte und bei Gegenverkehr bis zu eingebauten Ausweichstellen vor- oder zurückgefahren werden musste, aber es gab ein Schottland, mit dem keine Ehre eingelegt werden konnte. In den einsamen Tälern lebten die Menschen oft vor sich hin wie schon seit Generationen, und Fremden gegenüber hatte sich das Misstrauen gehalten.

Wir waren durch einen Wald gefahren, hatten eine Brücke überquert und schauten nun in den kleinen Ort hinein, der von

Hügelketten eingeschlossen war, sodass es am Abend ziemlich früh dunkel wurde und die Flügel der Dämmerung auch diesen kleinen Ort schnell erfassten.

Aber das war es nicht, was mich störte. Ich konnte den Grund meines Gefühls nicht beschreiben. Okay, es war eine Ahnung, dass irgendetwas hier nicht normal ablief. Es hing nicht mit den äußerlich sichtbaren Tatsachen zusammen, hier schwebte etwas unter der Oberfläche, und der Blick auf den Ort konnte mir auch keine Freude bringen. Alles kam mir noch düsterer vor.

Die Hitze war verschwunden. Allerdings hatte es noch nicht geregnet. Nur die feuchte Luft war über das Land hinweggetrieben und hatte es benetzt. Dabei waren die Temperaturen nur minimal gesunken, sodass wir nicht von einer Abkühlung sprechen konnten.

Allmählich hatte ich den Eindruck, dass sich der Trauerzug noch langsamer bewegte als zuvor. Er sah fast aus wie ein Probelauf für einen Film.

Die vier Sargträger gingen auch nicht steif, wie es zuvor gewirkt hatte. Da sie unterschiedlich groß waren, schaukelte der helle Sarg zwischen ihnen hin und her, und die in Schwarz gekleideten Träger erinnerten mich immer mehr an die Gestalten der Leichenbestatter aus einem Lucky-Luke-Comic.

Inzwischen waren die vier Sargträger so nahe an uns herangekommen, dass ich ihre Gesichter besser sah. Auch sie wirkten irgendwie gleich, obwohl die Männer unterschiedlich alt waren. Aber sie hatten allesamt eine schon verbissene Trauermiene aufgesetzt.

Hinter dem Sarg gingen die Trauergäste, Frauen, Männer, auch ein paar Kinder. Mir fiel auf, dass niemand weinte.

»Was stört dich genau?«, fragte Suko, dem mein Zustand nicht verborgen geblieben war.

Ich zuckte mit den Schultern. »Wenn ich das genau wüsste, wäre mir wohler.«

»Da scheint niemand richtig zu trauern.«

»Genau. Es kommt mir vor, als hätten die Leute alles so erwartet und nun die Bestätigung bekommen.«

»Vielleicht war die Person, die jetzt da im Sarg liegt, früher todkrank, sodass der Tod für ihn wie eine Erlösung gewesen ist.«

»Das kann auch sein.«

Der Himmel hatte sich der Stimmung angepasst oder sie erst richtig geschaffen. Er lag als graue Decke über uns, und es zeigten sich so gut wie keine Lücken. Die Sonne war nicht mal als schwacher Kreis zu sehen.

Es wurde eng für die Sargträger, obwohl ich den Wagen zur Seite gefahren hatte. In der normalen Formation würden die Träger mit dem Sarg nicht passieren können, da mussten sie schon hintereinander gehen und die Kiste, die aus der Nähe schlichter aussah, als sie von weitem gewirkt hatte, über den Kopf heben.

Bisher war die kleine Prozession in einem bestimmten Rhythmus gegangen, was sich nun änderte, denn die Träger hatten bemerkt, dass sie nicht vorbeikamen.

Einer von ihnen gab den anderen einen Befehl. Die Männer stoppten und setzten den Sarg auf dem Boden ab.

Die Sargträger sahen nicht eben freundlich aus. Sie wirkten eher wütend.

Der Mann, der das Sagen hatte, gab den Trägern ein Handzeichen und trat vor. Keiner rührte sich. Die Menschen hinter dem Sarg waren stehen geblieben wie Marionetten, denen man die Fäden durchgeschnitten hatte. Sie schienen mir nicht bei der Sache zu sein, und alle wirkten irgendwie gleich.

Mein Gefühl sagte mir, dass hier etwas faul war. Etwa so faul wie der Geruch, der aus dem Straßengraben zu mir hochwehte, in dem das dunkle Wasser eines stehenden Bachs schimmerte.

Vor uns blieb der Mann mit dem Zylinder stehen. Er trug einen schwarzen Gehrock, den er sicherlich von seinem

Großvater geerbt hatte. Die Klamotte war ihm zudem zu eng, er wirkte darin lächerlich, aber auch jetzt konnte ich nicht darüber grinsen, weil das andere in dieser Umgebung stärker war.

Im Gesicht des Mannes fielen die beiden dichten dunklen Augenbrauen, die etwas breite Nase und die langen Ohren auf.

»Was wollt ihr hier?«, fragte er. Seine Stimme klang heiser.

»Nur durchfahren.«

»Ihr versperrt uns den Weg.«

»Das wissen wir«, sagte Suko, »aber es geht nicht anders. Wir können den Wagen ja nicht wegtragen. Wir haben ihn schon soweit wie möglich an die Seite gefahren, aber mit ein wenig gutem Willen kommen Sie schon vorbei. Sie brauchen nur hintereinander zu gehen, dann klappt die Sache, denke ich.«

Der Mann überlegte. Dann grinste er Suko an und schüttelte den Kopf. »Ihr seid fremd hier. Wir haben euch nicht gerufen. Ihr stört uns. Und deshalb werdet ihr Platz schaffen.«

»Ach. Und wie soll das gehen?«

»Ihr könntet den Wagen in den Graben setzen.«

Suko blieb gelassen. »Das ist keine gute Idee, Meister. Sollen wir ihn dann wieder rausziehen?«

»Das ist nicht mein Problem, denn das Auto gehört mir nicht. Habt ihr verstanden?«

»Haben wir, aber es ist trotzdem besser, wenn Sie und Ihre Freunde den Sarg anheben und ...«

»Nein!«

Das sah nicht gut aus. Wahrscheinlich war nicht nur der Zylinderträger so stur, sondern auch alle anderen Menschen des Leichenzugs, die uns ziemlich feindselig betrachteten.

»Warum nicht?«, fragte Suko.

»Wir haben hier das Recht.«

»Aber das ist nicht der Wilde Westen«, erklärte ich mit ruhiger Stimme. Erst als der Typ mich anschaute, sprach ich weiter. »Sehen Sie mal, Mister, da wird jemand zu Grabe

getragen. Ein Mensch, dessen Seele sicherlich den großen Frieden gefunden hat, und Sie wollen hier eine Auseinandersetzung provozieren? Denken Sie nicht an den Toten?»

»Es ist egal. Es ist unser Recht, diesen Weg zu gehen. Sie halten ihn versperrt.«

»Nein, nicht ganz. Sie können ja vorbei.« Beinahe hätte ich laut gelacht. Es war fast unmöglich, dass wir uns wegen eines solchen Mists stritten.

»Ihr habt hier nichts zu suchen«, wurde uns erklärt.

»Das wissen wir. Es ist auch kein Problem. Wir sind in einer Minute verschwunden. Seien Sie doch nicht so stur. Das Leben ist zu kurz, Mister.« Ich deutete auf den Sarg. »Sie sehen doch. Da ist jemand gestorben, der sicherlich noch gern gelebt hätte. Kann ich mir jedenfalls vorstellen.«

»Das geht euch nichts an.«

»Ist auch richtig. Aber wir haben nun mal das Pech, eine Abkürzung genommen zu haben. Wir wollen nach Aberdeen und haben noch einige Meilen vor uns. In der Stadt steigen wir in ein Flugzeug, dann ist Schottland uns los.«

Der Typ wusste nicht so recht, was er sagen sollte. Die anderen warteten schweigend im Hintergrund.

Der Mann räusperte sich. Er drehte sich mit einer scharfen Bewegung um, gab den anderen drei Männern ein Zeichen und erklärte ihnen, was sie zu tun hatten. Der Sarg sollte über die Köpfe gehoben werden. Hintereinander mussten sie gehen und uns so passieren. Das war wirklich kein Problem für sie.

Suko und ich schauten zu. Wir betrachteten auch die Totenkiste, und zumindest ich war der Meinung, dass es sich hier weniger um einen Sarg handelte als um einen sehr primitiv zusammenge nagelten Aufenthaltsort eines Toten, der so schnell wie möglich weggeschafft werden sollte. Die Bretter lagen nicht mal dicht an dicht. Es gab zwischen ihnen noch fast fingerbreite Lücken, als sollte die Leiche genügend Luft bekommen, was natürlich Unsinn war.

Suko hatte seine rechte Zeigefingerspitze gegen das Kinn gedrückt. »Irgendwas ist hier faul«, murmelte er.

»Sehr richtig. Oder sagen wir so. Eine normale Beerdigung erleben wir nicht.«

»Ist auch kein normaler Ort.«

»Selbst für ein Kaff wie dieses ist das ungewöhnlich.«

»Außerdem«, sagte Suko leise, »haben wir auf der Herfahrt keinen Friedhof gesehen. Das hier kommt mir alles nicht echt vor. Es wirkt wie gestellt. Als hätte man uns mitten in ein Theaterstück platziert, das aber keine Komödie ist, sondern mehr ein Drama.«

Ich hatte mir die anderen Menschen angeschaut.

Und wieder fiel mir ihr apathisches Verhalten auf. Okay, niemand ist fröhlich, wenn er zu einer Beerdigung geht. Diese Leute wirkten zwar deprimiert, aber zugleich, als hätten sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden und wären erleichtert.

Es schaute uns auch niemand an.

Die Menschen standen da wie Puppen, denen man die Köpfe nach unten gedrückt hatte.

Die vier Sargträger bückten sich. Sie hoben die Totenkiste an, aber sie ließen die schmalen Griffe los und hievt den Sarg in die Höhe, um ihn dann über ihre Köpfe zu stemmen und so weiterzutragen.

Da sie auf unseren Vorschlag eingegangen waren, hätte ich eigentlich beruhigt sein können. Ich war es jedoch nicht. Weiterhin hatte ich das Gefühl, dass wir dicht vor etwas Unbekanntem standen, das uns beruflich interessieren musste.

Auch Suko zog ein Gesicht, als wäre er unzufrieden mit allem, was wir erlebten.

Ein kurzer Befehl noch, dann reckten die Männer den Sarg endgültig über die Köpfe.

Und da passierte es.

Ein Schrei!

Laut, aber trotzdem gedämpft, was auch seinen Grund hatte.

Denn der Schrei war aus dem Sarg gedrungen...

Also doch!

Dieser Gedanke schoss mir durch den Kopf. Zugleich bekam ich eine Gänsehaut.

Ich brachte kein Wort hervor. Damit stand ich nicht allein. Auch die Sargträger und Trauergäste verhielten sich still. Sie waren in ihrem Schrecken erstarrt.

Den Schrei hatte sich keiner von uns eingebildet. Und er stammte auch nicht von einer Person außerhalb der Totenkiste. Seine Quelle lag im Innern des primitiven Sargs, was wohl jeder der Anwesenden wusste.

Sie wollten eine lebendige Person begraben! Das war nicht zu fassen.

Es hätte kein Mann begraben werden sollen, sondern eine weibliche Person. Der Schrei war von einer Frau abgegeben worden, daran gab es nichts zu rütteln.

Jeder wartete wohl auf den nächsten, der allerdings nicht folgte. Dafür hörten wir, zumindest die, die in der Nähe des Sargs standen, ein leises Wimmern, begleitet von dumpf klingenden Geräuschen, die im Innern des Sargs entstanden waren.

Ich konnte mir gut vorstellen, dass die Person in ihrer hündischen Angst gegen die Seitenwände und auch gegen das Oberteil des Sargs schlug.

Auch die vier Sargträger waren geschockt. Noch standen sie unbeweglich und hielten die Totenkiste über dem Kopf. Das hielt jedoch nicht lange an, denn plötzlich erwischte sie ein Zittern, und sie schienen noch bleicher zu werden.

Der Sarg schwankte. Mal nach rechts, dann nach links, denn die Männer schafften es nicht mehr, ihn waagerecht zu halten.

»Vorsicht!«, rief ich.

Es konnte sein, dass mein Ruf den endgültigen Anstoß gegeben hatte, denn plötzlich rutschte die Totenkiste genau zu unserer Seite hin weg, weil einer der Sargträger in die Knie gebrochen war.

Es kam wie es kommen musste.

Niemand hielt den Sarg auf oder fing ihn ab. Auch Suko und ich nicht, und so prallte er vor unserem Wagen mit großer Wucht zu Boden. Zu groß für die hastig zusammengeagelte Kiste, denn der Deckel löste sich. Er sprang in die Höhe, als hätte er von unten einen Stoß bekommen. Auch die Seiten brachen ein, dann aber kippte der Sarg zur Seite und damit uns entgegen.

Uns stockte der Atem.

Zusammengekrümmt wie ein Embryo im Mutterleib rollte eine junge, in ein Leichenhemd gekleidete Frau heraus und uns beinahe vor die Füße ...

Das war so etwas wie der zweite Höhepunkt in diesem makabren Spiel, dem niemand entweichen konnte. Wir hatten das Drehbuch nicht geschrieben, es war uns vom Schicksal aufgedrückt worden. In dieser einen und sehr langen folgenden Sekunde war uns klar, dass sich unser Weg nach Aberdeen verzögern würde, denn wo gab es das denn, dass Menschen einen Lebenden begraben wollten?

Es war auf einmal totenstill. Niemand wagte es, auch nur einen Laut von sich zu geben. Jeder schaute auf den halb zerstörten Sarg und wartete wahrscheinlich darauf, dass sich die »Tote« erheben und schreiend davonlaufen würde. Den Gefallen tat sie den Leuten nicht. Die junge Frau blieb auf dem Boden liegen, und nur ihr heftiges Atmen war jetzt zu hören.

Ich nahm mir die Zeit, sie genauer anzuschauen. Sie trug ein Leichenhemd, zumindest einen alten beigefarbenen Kittel. Das

Haar war dunkelbraun. Das runde Gesicht war durch das erlebte Entsetzen gezeichnet, und die Augen standen weit offen, ohne jedoch etwas wahrzunehmen. Sie starrten nur ins Leere.

Sie konnte nicht viel älter als zwanzig sein, und sie musste Schreckliches hinter sich haben, was wohl die Menschen hier zu verantworten hatten.

Plötzlich erfasste mich ein wahnsinniger Zorn auf die Gruppe der Glotzer. Am liebsten hätte ich einen Knüppel genommen und auf sie eingeschlagen, denn es war noch immer für mich unvorstellbar, dass man einen Menschen begrub, der noch am Leben war.

Warum?

Ich hatte viel und auch die unmöglichsten Dinge erlebt, aber ich konnte mir kein Motiv vorstellen, das es erlaubte, einen lebendigen Menschen in die Grube zu lassen. Dafür gab es keins. Aber diese Menschen hier waren nicht davor zurückgeschreckt, es zu tun, und sie sagten nach wie vor kein Wort und schienen allesamt in ihrem eigenen Entsetzen erstarrt zu sein.

Es war ihnen zusätzlich anzusehen, dass es ihnen peinlich war, von zwei Zeugen beobachtet zu werden, und uns war klar, dass wir so einfach nicht aus diesem Kaff herauskamen, dessen Namen wir nicht mal kannten. Wir hatten zwar das Ortsschild gesehen, aber keiner von uns hatte darauf besonders geachtet.

Das Wimmern hörte nicht auf. Ich wollte nicht solange warten, bis sich die junge Frau wieder gefasst hatte und bewegte mich als Erster. Mein Ziel war der Zylinderträger, mit dem wir schon vorher geredet hatten.

Wenn es ihm gelungen wäre, er wäre uns auch ausgewichen, aber hinter ihm befand sich der Straßengraben, und in den wollte er nicht gerade hineinfallen.

»Erst dachte ich ja, dass es ein Irrtum ist«, flüsterte ich, »aber es war kein Irrtum. Ich habe gesehen, wie der Sarg aufprallte, wie er zerbrach und wie ein Mensch hervorrollte, der noch lebt.

Der immer noch nicht tot ist, der aber bei lebendigem Leib in den Sarg gesteckt wurde, um so begraben zu werden.« Ich merkte, wie sich mein Zorn freie Bahn verschaffen musste, und meine Stimme nahm die entsprechende Lautstärke an. »Verdammt noch mal, kann mir einer von euch mal erklären, was das hier sollte?«

Sie konnten es bestimmt, aber sie schwiegen. Es gab keinen, der auch nur eine geflüsterte Antwort über die Lippen brachte. Die Stille blieb bleischwer über uns hängen.

»Seid ihr zu feige, um eine Antwort zu geben? Verflucht noch mal, ich will eine Antwort hören.«

Das Schweigen blieb ...

Mir platzte der Kragen. Bevor einer der anderen reagieren konnte, war ich nach vorn gegangen und schnappte mir den Anführer der vier Sargträger. Ich packte den Kerl an den beiden Kragenseiten des Bratrocks, zog ihn dicht an mich heran und schüttelte ihn durch wie ein Mixer seinen Shaker.

Sein Gesicht zuckte vor meinen Augen hin und her. Sein Mund stand offen, und mir strömte ein widerlicher Geruch entgegen.

»Was?«, schrie ich. »Warum?«

Er stieß mir gegen die Brust. Ich merkte es kaum und schleuderte ihn zurück. Er fiel gegen zwei seiner Freunde, und beinahe wären sie im Straßengraben gelandet.

Ich stand noch immer unter Druck, aber Suko behielt den Überblick. Er trat hinter mich und legte mir die Hand auf die Schulter.

»Bitte, John, es hat keinen Sinn, wenn du dich aufregst. Sie wollen nichts sagen ...«

»Aber...«

»Später.«

Ich verstand auch den Hintersinn der schlichten Antwort, denn Suko hatte ebenfalls nicht vor, die Fahrt bis nach Aberdeen fortzusetzen. Wieder einmal hatte das Schicksal eingegrif-

fen.

Suko hatte mich überzeugt. Ich ließ mich von ihm zurückziehen und gab dabei Acht, nicht auf den halb zerstörten Sarg zu treten. Noch während ich zurückging, bewegten sich auch die Sargträger und Trauergäste. Sie hatten hier nichts mehr verloren. Ohne uns anzusprechen, drehten sie sich zur Seite und gingen davon.

Der Weg führte sie zurück in ihr verdammtes Kaff. Uns ließen sie mit der jungen Frau allein, um die sich Suko als Erster kümmerte. Er hatte sich neben sie gehockt und schaute sie an, wobei er darauf achtete, dass sich etwas tat und von ihr eine Reaktion kam.

Es trat nicht ein. Sie lag zusammengezogen auf dem Boden und wimmerte leise vor sich hin.

Als Suko sie anfasste, schrie sie auf und versuchte, sich noch kleiner zu machen. Das war nicht zu schaffen, aber es blieb bei den wimmernden Lauten aus ihrem Mund.

»Bitte«, sagte Suko. »Sie sind jetzt in Sicherheit. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben, dass man ihnen etwas tun wird. Wir sind bei Ihnen, wir beschützen Sie.«

Zumindest die Worte hatte sie gehört. Sie schaute Suko auch an, aber der ungläubige Ausdruck verschwand nicht aus ihren Augen. Er blieb darin wie festgeklebt, und auch die Furcht konnte sie nicht verbergen.

»Können Sie aufstehen?«

Sie wimmerte leise.

Suko wandte sich an mich. »Was machen wir mit ihr? Wohin mit ihr, John, mal anders gefragt?«

»Zuerst in den Range Rover.«

»Okay.«

Suko kümmerte sich um die junge Frau, die äußerlich nicht, aber seelisch verletzt war. Er hob sie behutsam in die Höhe, und jetzt fasste sie zum ersten Mal Vertrauen, denn sie klammerte sich an Suko fest.

Ich kümmerte mich um die Umgebung. Auf der Straße lagen die Trümmer des Sargs, die ich mit einigen Fußritten zur Seite räumte. Meine Tritte fegten sie in den Straßengraben, und dabei schaute ich zum Ort hin.

Die Mitglieder des Leichenzugs waren noch zu sehen. Sie gingen über die wohl breiteste Straße des Ortes hinweg. Keiner sprach mit seinem Nachbarn. Hin und wieder löste sich jemand aus der Gruppe, um in einem Hauseingang zu verschwinden. Keiner ging normal und aufrecht. Alle bewegten sich gebückt, als wären sie von ihrem schlechten Gewissen niedergedrückt worden.

Für mich stand schon jetzt fest, dass ich mich mit einigen von ihnen näher unterhalten würde, und besonders der Anführer der vier Sargträger hatte es mir angetan. Er schien in diesem verdammten, namenlosen Kaff etwas zu sagen zu haben.

Wichtig war jetzt die unbekannte Frau. Mein Freund hatte sie auf den Rücksitz des Range Rovers platziert, stand neben dem Wagen und riss soeben die Lasche einer mit Wasser gefüllten Dose ab. Wir hatten uns etwas Reiseproviant mitgenommen. Dazu gehörte eben auch das Mineralwasser.

»Wie geht es ihr jetzt?«, fragte ich.

Suko hob die Schultern. »Nachdem sie getrunken hat, wird es ihr sicherlich besser gehen.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Verdammt noch mal, es will auch jetzt nicht in meinen Kopf, dass diese junge Frau lebendig begraben werden sollte. Warum tun Menschen das? Warum schauen Menschen dabei zu? Nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder haben den verdammten Leichenzug gebildet. Ich komme da nicht mit. Das erinnert mich fatal an die Zeit der Hexenverbrennung, als das zu einem Volksfest hochgehobelt wurde. Nein, ich kann es nicht fassen.«

»Wir werden sie fragen.«

»Falls sie die Antwort weiß.«

»Sei nicht so ein Pessimist.« Suko drehte sich von mir weg,

um der jungen Frau etwas zu trinken zu geben. Ich blieb noch vor dem Leihwagen stehen und schaute in das Dorf hinein, ohne dort allerdings die Dinge so zu sehen wie sie waren, denn meine Gedanken waren auf Wanderschaft gegangen.

Wir waren wirklich nur durch einen Zufall hergekommen, nachdem wir den Ort Knockbain verlassen hatten, wo es einen See gab, in dem eine Kirche versteckt war, in der wir einen alten Schädel gefunden hatten, der angeblich der Heiligen Patricia gehört hatte. Ob sie tatsächlich heilig oder sehr fromm gewesen war, das hatten wir nicht herausfinden können. Jedenfalls war sie in früheren Zeiten von den Templern verehrt worden und möglicherweise von denen, die es zu dem mächtigen Dämon Baphomet hingezogen hatte.

Was da genau stimmte, hatten wir nicht herausfinden können, und der von uns gefundene Schädel war leider zerstört worden.

Aber wir wussten jedenfalls, dass Vincent van Akkeren, Baphomets Vertreter, nicht untätig war und immer wieder nach neuen Ansatzpunkten suchte, um zuschlagen oder seine Macht ausbauen zu können.

Wir wollten von West nach Ost fahren, quer durch die einsamen Highlands und in Aberdeen in den Flieger steigen, der uns nach London brachte. Das war zunächst gestorben.

Auf der Straße des Kaffs war niemand mehr zu sehen. Sie wirkte wie leer gefegt. Es lag auf der Hand, dass die Menschen nicht mit uns reden wollten. Wir hatten sie schließlich bei etwas gestört, das auf keinen Fall an das Licht der Öffentlichkeit dringen sollte.

Hier wurden Menschen lebendig begraben!

Ja, Menschen! Die Mehrzahl, denn ich glaubte nicht, dass es der erste Versuch gewesen war. Hier in der Nähe konnte es durchaus einen Friedhof geben, der lebende Menschen aufgenommen hatte, die erst später in der Erde erstickt waren.

Die Vorstellung ließ mich noch immer nicht los. Nach wie vor rannen kalte und heiße Schauer über meinen Rücken, und

auch in meinem Innern brodelte es.

Wie Ratten hatten sich die Menschen in ihre Löcher verkrochen, aber bestimmt nicht, um ihre Taten zu bereuen. Sie würden weitermachen, aber sie wussten auch, dass es jetzt zwei Zeugen gab, die für sie zu einer Gefahr werden konnten. So war es eigentlich logisch, dass sie versuchen würden, uns auszuschalten.

Suko hatte die Dose abgegeben. Durch die Scheibe sah ich, dass die Frau trank. Es war ein gutes Zeichen. Vielleicht schaffte sie es, wieder soweit zu sich zu kommen, dass sie uns erzählte, was mit ihr geschehen war.

Als Suko vor mir stehen blieb, zeigte sich sein Gesicht entspannter als meins.

»Was ist mit ihr?«, fragte ich leise.

»Sie trinkt.«

»Das weiß ich selbst. Aber sonst...«

Er zuckte die Achseln. »Sie konnte wieder reden. Zumindest hat sie mir ihren Namen gesagt. Sie heißt Jenny Orwell.«

»Weißt du noch mehr?«

»Nein, aber wir werden es herausfinden. Wir müssen ihr nur eine bestimmte Ruhezeit gönnen. Aber ich frage mich, ob sie dafür im Rover sitzen bleiben soll.«

»Hast du eine andere Idee?«

Die hatte Suko. Er zweifelte allerdings selbst daran und sagte: »Wir könnten sie in einem der Schuppen unterbringen und bei ihr bleiben. Dort ist es bestimmt bequemer als im Wagen.«

Damit war ich einverstanden. Es waren wirklich Schuppen, auch wenn sie sich nicht großartig von den übrigen Häusern im Ort unterschieden. Die Bauweise war anders. Die Schuppen hatte man aus Holz errichtet. Sie sahen nicht eben stabil aus, aber sie würden wohl nicht zusammenkrachen, wenn wir sie betraten.

Suko kümmerte sich wieder um die Frau. Ich schaute zurück zum Ort. Noch immer tat sich dort nichts. Die Menschen hatten

sich verkrochen, aber das würde nicht so bleiben, davon ging ich aus. Irgendwann mussten sie aus ihren Löchern hervorkommen und etwas unternehmen. Wir als Zeugen konnten einfach nicht akzeptiert werden.

Suko musste schon auf Jenny Orwell einreden, um sie zum Verlassen des Wagens zu bewegen. Er hielt sie dabei fest, und sie stieg mit behutsamen Bewegungen aus.

Verdammt, sie tat mir Leid. Sie hing in Sukos Griff wie jemand, der sich nicht auf den eigenen Beinen halten konnte. Ihr Haar war zerzaust. Das Gesicht schimmerte bleich, und der Mund stand offen. Sehr laut saugte sie den Atem ein. Ihre Augen befanden sich in permanenter Bewegung, als suchte sie nach irgendwelchen Feinden.

Die waren da, da biss keine Maus den Faden ab. Nur hatten sie sich zurückgezogen. Ich war davon überzeugt, dass sie uns aus ihren Häusern beobachteten und nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um zuschlagen zu können.

Mein innerer Zustand spiegelte sich auch auf meinem Gesicht wider. Es war nicht gut, wenn mich Jenny so sah. Mit einiger Mühe gelang es mir auch, zu lächeln, wobei ich hoffte, dass es ihr einen Teil der Angst nehmen würde.

»Ich heiße übrigens John Sinclair«, sagte ich.

Sie nickte nicht, sie gab auch sonst keine Antwort. Ich war nicht mal sicher, ob sie mich überhaupt gehört hatte, aber sie hatte Vertrauen zu Suko gefunden, denn sie lehnte sich an ihn. Er war für sie jetzt die große Stütze.

»Wir gehen jetzt woanders hin, Jenny, okay?« Er hatte leise auf sie eingesprochen. Trotzdem zuckte sie zusammen und ballte die Hände zu Fäusten.

»Bitte, Jenny, du brauchst keine Angst zu haben, dass dir etwas geschieht. Wir sind jetzt bei dir. Wir beschützen dich. Niemand wird dir ein Leid antun.«

Zumindest hatte sie meinen Freund verstanden, denn sie deutete ein Nicken an.

Mich ignorierte sie, was ich nicht als tragisch empfand. Es würden sich noch Gelegenheiten ergeben, mit ihr zu sprechen. Ich nahm noch zwei Dosen Wasser aus dem Wagen mit und schaute, bevor ich den beiden folgte, noch einmal in das Dorf hinein.

Es lag so still und auch abweisend vor mir, als hätte es sich in einen Friedhof verwandelt. Nichts war zu sehen und zu hören. Eine andere Sphäre schien es unter sich begraben zu haben. Aber trotz der unnatürlichen Ruhe lauerte dort die Gefahr, die von den Menschen ausging, deren Verhalten ich nicht begriff.

Jenny und Suko hatten den kleinen Graben bereits überquert und durchschritten die Wiese mit dem hohen Gras und den Kräutern, die hier wild wuchsen. Die Hütte stand nur ein paar Meter entfernt. Es war eine kleine Scheune oder etwas Ähnliches.

Aber ich übersprang den Graben, auf dessen schlammigem Grund das dunkle Wasser zu sehen war. Es strömte ein Gräsergeruch in meine Nase, der mir gefiel und irgendwie auch nach Urlaub roch. Da wollte man sich am liebsten auf die Wiese legen und den Himmel anschauen und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen.

Genauso würde es nicht für uns laufen, denn wieder hatte uns das Schicksal einen Streich gespielt. Noch jetzt stieg Wut in mir hoch, wenn ich darüber nachdachte.

Ich hörte ein Geräusch, als wäre die kleine Scheune dabei, zusammenzubrechen, als Suko die Tür aufzog. Dort, wo er den Bau betrat, wuchs kein Gras mehr. Dafür war der Boden durch die Wärme trocken geworden, und bei jedem Schritt quoll etwas Staub hoch.

Sie verschwanden im Dunkeln. Bevor ich diese primitive Behausung betrat, warf ich einen letzten Blick zum Dorf zurück. Auch jetzt tat sich dort nichts, und auch außerhalb der kleinen Ortschaft sah ich keine Bewegung.

Suko hatte sich zu Jenny gesetzt. Beide hockten auf einer

alten Bank, die mit der hinteren Seite gegen die Hüttenwand stieß, an die sich die beiden ebenfalls anlehnen konnten.

Allein Jennys Haltung bewies mir, dass sie sich fürchtete. Sie hatte die Beine angewinkelt und hoch an den Körper gezogen. Der Saum des langen Leichenhemds hing bis hinab zu den Knöcheln. Sie zitterte wie jemand, der in einer Eishöhle steckt.

Ich ließ die Tür offen, damit Licht in die Scheune fiel. Jenny drehte mir ihr Gesicht zu. Ob sie vor mir oder meinem Schatten erschrak, wusste ich nicht, jedenfalls stieß sie einen leisen Schrei aus und klammerte sich an Suko fest.

Er sprach beruhigend auf sie ein, während ich mich daran machte, nach einer Sitzgelegenheit Ausschau zu halten. Zwischen einer verrotteten Egge und alten Spaten stehend fand ich einen Schemel, der durch den Staub grau geworden war. Drei Beine stützten die Sitzfläche ab, auf der ich mich niederließ. Ich saß jetzt vor den beiden so unterschiedlichen Menschen und versuchte es zunächst mit einem Lächeln, weil ich einfach wollte, dass Jenny auftaute.

Hin und wieder schaute sie mich an. Zuerst sehr scheu, dann wich die Angst etwas aus ihren Augen, was ich als einen ersten Erfolg für mich buchte.

Allerdings würde sie kaum mit mir sprechen wollten, deshalb wandte ich mich an Suko. »Weißt du inzwischen mehr über sie?«

»Ja, sie gehört nicht hierher.«

»Du meinst nicht in das Kaff hier.«

»Genau.«

»Und wo lebt sie?«

»Glasgow, John.«

Ich schüttelte leicht den Kopf. »Und was macht sie dann hier?«

Beinahe vorwurfsvoll gab er mir die Antwort. »Es gibt nicht nur junge Menschen, die in den Süden fliegen, sondern auch welche, die sich ihre Heimat erwandern wollen. Dazu gehört

Jenny eben. Sie ist dabei, einen Wanderurlaub in Schottland zu verbringen, und der hat sie auch in diese Gegend getrieben.«

»Hat sie hier Streit bekommen?«

»Nein.«

»Warum wollte man sie dann...« Die letzten Worte verschluckte ich, denn ich wollte Jenny Orwell nicht an ihr Schicksal erinnern.

»Man hat sie einfach eingefangen«, erklärte Suko. »Eingefangen wie ein Tier. Sie hat nichts getan. Sie wollte Bed & Breakfast genießen. In der Nacht sind sie dann in ihr Zimmer gekommen. Wer sie waren, wusste Jenny nicht. Sie wurde gepackt, auch geschlagen, als sie sich wehrte, dann aus dem Zimmer geschleift und dorthin, wo bereits der Sarg auf sie wartete. Dort hinein sperrte man sie.«

»Über Stunden, wie?«

»Klar.«

»Scheiße.« Ich spürte wieder, dass Wut in mir hochstieg und musste mich zusammenreißen. »Was ist noch passiert?«

»Viel und nichts. Man ließ sie warten. Als Jenny irgendwie klar wurde, worin man sie gesteckt hatte, wurde sie fast wahnsinnig und drehte durch. Sie bekam einen Schock und wurde bewusstlos.«

Ich schaute Jenny Orwell an, die den Kopf gesenkt hielt wie jemand, der sich schämt. Die nächste Frage stellte ich sehr leise. »Und dann hat man sie weggeschafft, um sie zu begraben -oder?«

Suko runzelte nur die Stirn.

»Nicht?«

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Jenny hat natürlich etwas gehört, aber ich frage mich, ob sie sich nicht verhöhrt hat, denn sie hat das Wort Grab nicht gehört, sondern nur einige Male die Begriffe >Versteck< und >Loch<. Mehr konnte sie mir auch nicht sagen.«

»Hm.« Ich stand auf, weil es mir zu unbequem war, auf dem

Schemel sitzen zu bleiben. Mit kleinen Schritten ging ich hin und her, darauf achtend, nicht gegen irgendwelche Gegenstände zu stoßen. Es war ruhig geworden, und so hörte ich auch das Fiepen der Mäuse.

»Versteck, Loch ...«Ich schaute Suko an. »Wird ein Grab denn Versteck oder Loch genannt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, aber vorstellen kann ich es mir nicht.«

»Eben. Deshalb glaube ich auch nicht, dass man Jenny in ein normales Grab schaffen wollte. Man hatte vor, sie in ein Versteck oder ein Loch zu bringen, und ich glaube nicht, dass sie die Erste gewesen ist, aber man wollte ihr die Vorstellung geben, dass sie lebendig begraben wurde, deshalb hat man sie auch in den Sarg gelegt, um das zu unterstreichen.«

»Ich kann dir nicht widersprechen.«

»Einen Friedhof haben wir nicht gesehen, und ich glaube auch nicht, dass er sich auf der anderen Dorfseite befindet, obwohl ich es nicht ausschließen kann.«

»Wir werden uns darum kümmern, John, und wir können Aberdeen erst mal vergessen. Ich bezweifle auch, dass man uns so einfach laufen lassen wird, denn Zeugen können die Typen auch in diesem von allen guten Geistern verlassenen Kaff nicht gebrauchen.«

»Was bleibt uns?«

»Wir verschwinden.«

Suko lachte leise. »Das glaubst du doch nicht selbst, John.«

»Zunächst mal«, präzierte ich. »Wir fahren zurück und bringen Jenny in Sicherheit. Danach kommen wir wieder und werden versuchen, das verdammte Loch oder Versteck zu finden. Ist das in deinem Sinne?«

»Es hört sich zumindest akzeptabel an.«

»Wunderbar. Dann versuche du, es deinem Schützling beizubringen. Ich schaue mich draußen um. Kann sein, dass die Bande schon unterwegs ist, um uns zu stoppen.«

»Mach das.«

Bevor ich ins Freie trat, blieb ich für einen Moment an der Tür stehen, um die nahe Umgebung zu beobachten. Ich sah keinen fremden Menschen, aber ich hatte den Eindruck, Geräusche zu hören, die entstehen, wenn jemand schnell wegrennt.

Hatten wir einen Lauscher gehabt?

Nach diesem Gedanken hielt mich nichts mehr in der Scheune. Ich zerrte die Tür auf, nahm jetzt keine Rücksicht mehr und lief nach draußen.

Da war niemand!

Das nahm ich nicht eben enttäuscht auf, aber ich wollte auf Nummer sicher gehen. An der rechten Seite breitete sich der Wald aus, aber ich konnte über die Wiese laufen, sprang dann über den Graben hinweg und stand vor dem Leihwagen.

Ich stand und blieb stehen.

Etwas war anders geworden. Es hatte niemand irgendeine Scheibe eingeschlagen oder mit einem Messer über den Lack gekratzt, und trotzdem gefiel mir etwas nicht.

Beim zweiten und genaueren Hinsehen wurde mir klar, woran es lag. Der Range Rover war leicht nach vorn gekippt. Oder, besser gesagt, er war eingesunken, denn jemand hatte beide Vorderreifen aufgeschlitzt...

Was durch meinen Kopf zuckte, waren potenzierte Flüche. Ich schimpfte auf mich, auf diejenigen, der die Reifen zerstochen hatte, und ich wusste zugleich, dass uns die Dörfler nicht entkommen lassen wollten. Sie hatten es mit dieser Tat bewiesen. Es war zwar primitiv, die Reifen zu zerstechen, aber verdammt wirkungsvoll.

Ich ging um den Range Rover herum, weil ich auch nach den Hinterrädern sehen wollte.

Dort hatte sich niemand zu schaffen gemacht. Da waren die Reifen in Ordnung.

Meine Wut hatte trotzdem nicht nachgelassen. Man hielt uns zum Narren, trieb ein Spiel mit uns.

Die Sonne hatte es wieder geschafft, sich durch Lücken im Wolkenteppich zu schieben. Ihre Strahlen erreichten die Ostseite des Dorfes, fingen sich dort in einigen Fensterscheiben und hinterließen einen Glanz, der mich anwiderte, weil ich einfach das Gefühl bekam, selbst von dieser Reflektion ausgelacht zu werden.

Ich kehrte noch immer voller Wut in die Scheune zurück und nahm auch keine Rücksicht mehr auf Jenny Orwell. Es musste einfach heraus. »Reingelegt!«

Suko blickte überrascht auf. »Wieso?«

»Wir kommen nicht weg. Irgendjemand hat die Vorderreifen des Range Rovers aufgeschlitzt. Man will eben, dass wir hier bleiben.«

»Sieht wohl nicht gut aus.«

»Das kannst du laut sagen.«

Suko blieb gelassen. »Wie ich dich einschätze, hast du dir schon einen Plan ausgedacht.«

»Meinst du?«

»Natürlich.«

Ich deutete auf Jenny. »Sie ist das Problem, Suko. Wir können sie nicht allein lassen.«

»Das stimmt. Einer von uns muss immer in ihrer Nähe sein. Es läuft darauf hinaus, dass wir uns trennen müssen.«

»So sehe ich das.«

Da noch kein konkreter Plan feststand, herrschte zwischen uns zunächst Funkstille, die dann von meiner Stimme unterbrochen wurde. »Ich halte es für das Beste, wenn du bei Jenny bleibst und auf sie Acht gibst.«

»Was tust du?«

»Ich schaue mich im Ort um.«

Da Jenny in sich selbst versunken auf ihrem Platz saß, stand Suko auf und trat mir entgegen. »Du willst dich einfach nur im Dorf hier umschauen? Das, John, glaube ich dir nicht.«

»Stimmt. Es bleibt auch nicht dabei. Ich werde zuerst dorthin gehen, wo Jenny übernachten wollte. Da soll man mir die entsprechenden Antworten geben, und man wird sie mir geben, darauf kannst du dich verlassen, Alter.«

»Dein Tonfall hört sich nach Gewalt an.«

»Die werde ich auch anwenden, wenn es sein muss.«

»Dann bleibe ich mit Jenny Orwell solange in der Scheune und warte, dass du zurückkehrst. Aber bitte normal.«

»Wie meinst du das denn?«

»Nicht in einem Sarg, John.«

»Keine Sorge, da passe ich schon auf. Wichtig ist, dass man Jenny nicht mehr fängt. Und ich schwöre dir, dass ich herausfinden werde, was es mit diesem Loch oder Versteck auf sich hat. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Er grinste mir zu. »Lieber nicht. Und gib auf dich Acht, John. Hier kann es ebenso gefährlich werden wie in der Hölle. Es kommt immer nur auf den Blickwinkel an.«

»Es ist schon so gefährlich«, erwiderte ich, »nur eben anders. Aber damit kommen wir auch zurecht.«

Von Jenny brauchte ich mich nicht zu verabschieden. Sie war auch jetzt noch tief versunken in ihre eigene Welt...

Suko hatte sich nicht anmerken lassen, dass ihn die Nachricht seines Freundes verdammt tief erwischte hatte. Es ging ihm nicht so sehr um seine eigene Person, sondern um Jenny Orwell. Er wollte sie nicht als Klotz am Bein betrachten, aber sie behinderte ihn schon, denn wegschieben oder laufen lassen konnte er sie nicht so einfach. Sie wäre bestimmt wieder eingefangen worden, um sie danach ein zweites Mal zu diesem

verdammten Versteck zu schaffen.

Suko wartete, bis sein Freund die Straße erreicht hatte und drehte sich erst dann von der Tür weg. Er ging bis zum Schemel, den John stehen gelassen hatte, nahm dort Platz und schaute Jenny an.

Sie hob langsam den Kopf. Suko erkannte, dass ihre dunklen Augen sogar klar blickten, was ihn freute. Doch ihre Frage erfreute ihn weniger.

»Sie lassen uns nicht weg, wie?«

»Wieso?« Er tat nichtwissend. »Was redest du denn da?«

»Ich habe es gehört«, flüsterte sie.

Er wiegte den Kopf. »Nun ja, das sollte man nicht dramatisieren. Im Moment sitzen wir fest. Man will nicht, dass wir verschwinden. Deshalb hat man uns auch die Vorderreifen des Range Rovers zerschnitten. Da will ich dir nichts vormachen, Jenny.«

»Ja, das ist gut. Ich liebe die Ehrlichkeit. Aber jetzt wollen sie euch ebenfalls töten und nicht nur mich«, sagte sie mit dumpfer Stimme. »Das ist zu spüren.«

»Noch ist es nicht soweit«, sagte Suko.

»Doch, doch!« Sie schrie plötzlich los. Dann ballte sie die Hände zu Fäusten. »Nichts anderes haben sie vor. Und das schaffen sie auch, verdammt!«

Für Suko stand fest, dass Jenny Orwell wieder von ihren Erinnerungen überschwemmt wurde. Es war wirklich nicht leicht, über dieses erlebte Grauen hinwegzukommen. Da war die Erinnerung wie eine Peitsche, die immer und immer traf und die tiefe Wunden in die Seele des Menschen schlug. Auch körperlich war sie mitgenommen. Sie sank in sich zusammen, sie wusste nicht, wo sie die Hände lassen sollte und fuhr mit ihnen über ihr Gesicht hinweg. Dabei sah sie sich um.

Sie suchte nach Feinden, die sich in der Nähe versteckt hielten. Immer und immer wieder drehte sie heftig den Kopf in die verschiedensten Richtungen, ohne die Feinde allerdings

sehen zu können.

Suko wollte sie beruhigen. Er sprach mit halblauter Stimme geduldig auf sie ein, und er wollte, dass jedes Wort wie eine kleine Hypnose wirkte, die auch ihren Erfolg zeigte.

Schließlich hielt er ein zitterndes Bündel fest, das sich eng an ihn drückte und mit flüsternder Stimme davon sprach, dass es nicht in den Sarg zurückwollte.

»Das brauchst du auch nicht, Jenny«, sagte Suko leise und streichelte ihre tränenfeuchten Wangen. »Niemand will, dass du zurück in den Sarg gehst. Und ich schon gar nicht.«

»Aber die anderen hier. Sie haben es vorgemacht, verdammt. Sie wollten mich wegschaffen.«

»Jetzt bin ich bei dir!«, sagte Suko mit ruhiger Stimme.

»Das weiß ich ja.« Jenny schluchzte wieder. Sie fror.

Suko spürte, wie sich das Zittern auch auf ihn übertrug. »Wir packen es gemeinsam!«, erklärte er ihr mit ruhiger Stimme. »Darauf kannst du dich verlassen. Außerdem sind wir nicht allein. Mein Freund John Sinclair ist ebenfalls da.«

»Ja, ja, aber es sind so viele hier im Dorf. Alle sind hier gegen uns, alle. Das ist wie im Mittelalter. Ich bin mir vorgekommen wie eine Hexe, die zum Scheiterhaufen geführt wird. Sie sind so verdammt grausam und engstirnig.«

»Wir schaffen es trotzdem«, sagte Suko. »Wir schaffen es gemeinsam. Das müssen wir einfach. Wir sind stark und stärker als die Feinde. Aber wir müssen uns auch an die Regeln halten.«

»Wie sehen die denn aus?«

»Nichts Unüberlegtes tun und abwarten.«

Suko wusste nicht, ob er die richtigen Worte als Trost gefunden hatte, er konnte es nur hoffen. Suko war kein Psychologe, der es gewohnt war, mit Menschen umzugehen, die Trost brauchten. Er wusste auch nicht, ob er die richtigen Worte gefunden hatte, um Jenny zu trösten, aber er hatte sein Bestes getan, und er dachte auch an seinen Freund John Sinclair, der

im Dorf unterwegs war.

Auch allein und auf sich gestellt. Wie Jenny Orwell. Nur würden die Menschen mit John mehr Probleme haben, wenn sie versuchten, ihn in einen Sarg zu stecken.

Eine Dose Wasser war noch nicht angebrochen. Suko riss die Lasche ab und reichte das Getränk an Jenny weiter. »Du musst trinken, Mädchen, es ist besser für dich. Dein Körper benötigt die Flüssigkeit. Du hast zu lange in diesem verdammten Ding gelegen und Ängste ausgestanden. Trink bitte.«

Für einen Moment schaute sie ihn aus ihren dunklen Augen an. »Danke«, flüsterte Jenny, »irgendwie bist du toll! Ich hatte nicht mehr damit gerechnet, dass es noch andere Menschen gibt, als diese verdammten Dorfbewohner hier.«

»So schlecht ist die Welt nun auch nicht!«, erwiderte Suko und lächelte ihr zu.

»Ja, das hoffe ich.«

Jenny trank, und Suko stand auf.

Erst jetzt, als er stand, fiel ihm richtig auf, wie schwül es in der kleinen Scheune war. Die Luft schien eine Wand gebildet zu haben, die sich in verschiedene Richtungen ausgebreitet hatte. Der Schweiß lag auf seinem Rücken ebenso wie auf dem Gesicht, und er schaute auch mal durch die nicht ganz geschlossene Tür nach draußen, um zu erfahren, ob sich dort etwas getan hatte.

Das war nicht der Fall. Zumindest konnte er keine Veränderung entdecken. Er sah den Wagen, und jetzt fiel ihm auf, dass er sich nach vorn gebeugt hatte oder leicht eingesackt war.

Die andere Seite wollte sie nicht laufen lassen. Sie sollten hier in der Nähe bleiben, und dafür musste es einen verdammten Grund geben.

Das Versteck, das Loch!

Darum drehte es sich. Suko hatte keine Ahnung, wo es lag und was es bedeutete. Ein Versteck war nur der allgemeine Name. Darunter konnte man sich wer weiß was vorstellen. Das

konnte eine Höhle sein, auch ein Grab oder was immer. Es konnte unter und über der Erde liegen und sich sogar irgendwo in den Baumkronen befinden.

In diesem Fall ging Suko von einem Versteck in der Erde aus, wobei er komischerweise nicht unbedingt an einen Friedhof dachte. Aber sicher war er sich auch nicht.

Das Thema wollte ihm nicht aus dem Kopf, und er drehte sich noch einmal Jenny Orwell zu, die starr auf der Bank hockte und die leere Dose auf ihre Knie gestellt hatte.

»Haben sie bei dem Versteck eigentlich von einem Friedhof gesprochen?«, fragte Suko.

»Nein, nie.«

»Haben sie überhaupt einen Hinweis gegeben?«

Da musste Jenny überlegen. Sie rollte die Dose zwischen ihren Handflächen hin und her, strengte sich wirklich an, und meinte schließlich: »Ich weiß nicht, ob es ein Hinweis gewesen ist, Suko. Aber sie haben mal vom Wald gesprochen. Das konnte ich schon verstehen. Ein paar Mal ist der Begriff >Wald< gefallen, und da glaubte ich schon, dass sie mich dorthin gebracht hätten.«

Suko lächelte knapp. »Das ist immerhin etwas. Damit können wir schon was anfangen.«

»Willst du den Wald durchsuchen?«

»Wenn es sein muss, schon.«

Jenny schüttelte den Kopf. »Aber er ist verdammt groß. Da kann man lange suchen, ohne etwas zu finden.«

»Nun ja, wir würden dann zu mehreren sein und uns von Kollegen helfen lassen.«

Jenny hatte bei einem bestimmten Wort aufgehorcht. »Kollegen?«, fragte sie.

»Ja, du hast dich nicht verhört.«

»Was sind denn das für Kollegen?«

»Polizisten.«

Es war nicht zu sehen, ob sie erschrak oder sich freute. Die

Reaktion kam auf das Gleiche hinaus. Sie bekam große Augen und schlug eine Hand gegen den Mund, als wollte sie die Antwort zurückhalten.

Suko nickte ihr zu. »Ja, wir sind von Scotland Yard, John Sinclair und ich.«

Jenny war noch immer sprachlos. Sie rang sich etwas später die Antwort ab. »Dann seid ihr schon gekommen, um den Fall aufzuklären? Ich meine den mit den verschwundenen ...«

»Nein, Jenny, es war der reine Zufall, der uns in diese Gegend geführt hat. Wir befanden uns auf dem Weg nach Aberdeen, von einer anderen Sache kommend. John wollte den Weg etwas abkürzen, da haben wir wohl einen Fehler gemacht und sind hier gelandet. Letztendlich aber sind wir darüber froh, Jenny. Du kannst dir schon denken, weshalb.«

»Klar, kann ich.«

Suko lächelte ihr zu. »Und weil dies so ist, werden wir aus dieser Lage auch wieder herauskommen, das kann ich dir versprechen. So leicht vertreibt man uns nicht.«

Sie nickte nur. Sie schluckte auch. Sie wollte lächeln, aber es wurde nicht mal eine Grimasse.

Suko hatte sich wieder abgewandt und war in die Nähe der Tür getreten. Auch wenn es bei den letzten Worten mehr um Jenny und ihn gegangen war, so hatte er seinen Freund John nicht vergessen. Er wollte sich im Dorf umhören, in die Häuser und Wohnungen gehen, und wahrscheinlich hatte er schon erste »Interviews« hinter sich, sodass er sich wieder auf der Straße blicken ließ.

Suko zerrte die Tür noch weiter auf und verließ mit einem langen Schritt die Scheune.

John sah er nicht. Dafür aber einen Jungen, einen Halbwüchsigen, beinahe noch ein Kind. Der Junge stand in der Nähe des Wagens und schaute dem Inspektor entgegen. Das Grinsen störte Suko nicht so sehr wie das Messer in der rechten Hand des Jungen, und plötzlich war Suko klar, wer die Reifen am

Range Rover durchstochen hatte. Es war die absolute Frechheit, dass der Kerl hier erschienen war, und Suko spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

Gleichzeitig dachte er daran, dass der Junge nicht gekommen war, um ihm seinen Hohn zu zeigen. Es konnte auch eine bestimmte Absicht dahinter stecken.

Er trug eine lange schwarze Hose und ein weißes Hemd, das über den Gürtel hinwegreichte. Dabei spielte er mit dem Messer und tat so, als wollte er sich die Fingernägel reinigen.

»Wolltest du mich besuchen?«, fragte Suko.

»Nein.«

»Schade.«

»Warum das denn?« Wie schon bei den ersten Worten hatte die Stimme des Jungen schrill geklungen. Wahrscheinlich war er übernervös, oder er konnte nicht anders sprechen.

»Ich dachte, wir könnten über gewisse Dinge reden. Zum Beispiel über dein Messer und auch über die zerstochenen Reifen. Ich könnte mir vorstellen, dass du es getan hast.«

Der Junge begann zu kichern. »Ja!«, schrie er Suko dann entgegen. »Du hast Recht, das habe ich getan.«

»Toll. Ist doch klar, dass ich mich darüber nicht freue. Kannst du mir sagen, warum du das getan hast? Dafür muss es doch einen Grund geben. Das macht man nicht einfach aus Lust und Laune.«

»Stimmt. Wir wollen euch im Dorf behalten. Wir bestimmen, wann jemand verschwindet oder nicht.«

»Auch du?«

»Ja, alle.«

»Das finde ich seltsam«, sagte Suko. »Ich würde mich gern mit dir noch weiter unterhalten. Hast du Lust? Dann leg das Messer weg und komm in die Scheune. Da lernst du dann Jenny Orwell kennen ...«

»Die kenne ich schon.«

Sehr gut!, dachte Suko. Darauf hatte er genau hinausgewollt.

Er wollte erfahren, um was es hier wirklich ging. Der Junge mochte etwa 13 Jahre alt sein, und man schien ihn schon eingeweiht zu haben, was für Suko zum Vorteil sein konnte.

»Hatte ich mir gedacht.«

»Warum fragst du dann?«

Suko hob die Schultern. »Ich wollte eben nicht so direkt darauf kommen«, erklärte er. »Aber da ist noch etwas anderes. Warum wurde Jenny in den verdammten Sarg gesteckt? Wo wollte man eine lebendige Frau begraben? Hast du schon mal darüber nachgedacht? Hast du dich erinnert, wie es sein könnte, wenn du an ihrer Stelle in diesem Sarg liegen würdest? Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

»Warum?«

Suko lachte scharf. »Es ist nicht schön, wenn man so getötet wird. Und das hattet ihr vor. Deshalb seid ihr alle hier Mörder, dich eingeschlossen. Niemand hat ihr geholfen. Auch du nicht. Ihr alle habt nur zugeschaut, und so etwas ist schlimm.«

»Das interessiert mich nicht.«

»Kann ich mir denken. Dich interessiert nur, wenn du anderen Menschen die ...«

Eine Bewegung lenkte Suko ab. Und zwar an der rechten Seite, zwischen dem Haus und dem Beginn des Waldes, vor dem noch ein dichter Kranz aus Unterholz wuchs. Etwas flog hervor.

Suko war so stark auf den Jungen konzentriert gewesen, dass er über dieses Flugobjekt nicht groß nachdachte und die Gefahr deshalb um einen Bruchteil einer Sekunde zu spät erkannte.

Zu spät zog er den Kopf ein. Da hatte ihn die primitive Waffe schon getroffen.

Suko sah Sterne. Er hörte ein schrilles Lachen und wusste, dass sich der Junge amüsierte. Dann hatte er plötzlich das Gefühl, dass der Boden um ihn herum vibrieren würde. Es musste von zahlreichen Schritten der Menschen stammen, die auf ihn zukamen.

Er bewegte sich, aber es ging zu langsam. Dann erhielt er einen Stoß und fiel einfach um.

Hände tasteten seinen Körper ab. Jemand trat gegen seinen Hals. Er hörte noch ein Lachen und trat weg ...

Ich hatte das namenlose Dorf betreten, und mich überkam sofort das Gefühl, in einer Geisterstadt zu sein, denn es bewegte sich nichts in meinem Sichtbereich.

Die Menschen hatten sich zurückgezogen. Sie hockten in ihren Häusern, als hätte sie das schlechte Gewissen dort hineingetrieben. Es war ein normaler Wochentag, aber hier hatte ich das Gefühl, durch das Nichts zu gehen. Es gab Autos, ich sah auch Fahrräder und einen Lebensmittelladen, in dem auch Fleisch verkauft wurde. Mir fiel eine Gaststätte auf, aber ich entdeckte keine Kirche, deren Turm die Dächer überragt hatte. Es gab nicht nur die Hauptstraße, ich schaute auch in gassenähnliche Straßen hinein und entdeckte auch hier die verdammt Leere. Niemand hielt sich in den oft verwildert aussehenden Gärten auf. Kein Kind spielte vor der Tür, hier war alles in einen unnatürlichen tiefen Schlaf versunken. Fehlte nur noch die Dornenhecke, und ich hätte mich in diesem Märchen »Dornröschen« befunden.

Bed & Breakfast - das musste es hier geben. Davon hatte Jenny Orwell gesprochen. Es würde leicht sein, das Haus zu finden, denn jedes trug ein Kennzeichen.

Ich glaubte nicht, dass ich es in einer der Seitengassen fand, deshalb hielt ich mich auch auf der Hauptstraße und ließ meine Blicke rechts und links über die grauen Fassaden gleiten, um nach dem Zeichen Ausschau zu halten.

Dann sah ich es.

Es war an der Hauswand neben der Tür befestigt. Aber die Tür war verschlossen, und ich sah auch niemanden, der sich

hinter dem Fenster gezeigt hätte.

Vor der Tür blieb ich stehen. Sie war alt, aber auch stabil. Ob sie abgeschlossen war, wusste ich nicht, aber die Klinke reizte mich schon.

Ich legte meine Hand darauf und drückte sie nach unten. Okay, es klappte, man hatte die Tür nicht abgeschlossen. Ich wollte nicht unhöflich sein und wie ein Dieb in das Haus schleichen, deshalb klopfte ich zuvor an.

Keine Reaktion.

Ich betrat das Haus.

Es war eng, es gab wenig Fenster, und deshalb war es auch dunkel. Der Flur lag im Schatten. Nur an seinem Ende sah ich ein helles Viereck, das Fenster.

Ich ging langsam darauf zu, aber an der linken Seite sah ich eine schmale Treppe. Sie bestand aus drei Stufen, die zu einer Tür hochführten, die nur angelehnt war.

Als ich meine Ohren spitzte, hörte ich die leise Musik. In diesem Haus kam sie mir vor wie ein Fremdkörper. Hier hatte ich das Gefühl, um einige Jahrzehnte zurückversetzt worden zu sein.

Ich wusste auch nicht, wer in dem Haus wohnte, denn einen Namen hatte ich nicht an der Haustür gesehen, und auch an der Tür jenseits der Treppe sah ich keinen.

Ich drückte sie auf. Sie war grau gestrichen. An einigen Stellen in der Mitte war die Farbe bereits abgeblättert. Wahrscheinlich war sie dort am meisten angefasst worden.

Hinter der Tür lag wieder ein Flur.

Diesmal quadratisch. Direkt links verliefen sich die Stufen einer engen Treppe in der Dämmerung. Vor mir sah ich eine geschlossene Tür, und an der rechten Seite befand sich ebenfalls eine, die nicht zugezogen war, denn aus dem Spalt hörte ich die Klänge der Musik. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Radio lief, ohne dass jemand zuhörte. Es hielt sich jemand im Raum auf. Es gab bestimmte Geräusche, die darauf hindeu-

teten, die ich allerdings nicht identifizieren konnte.

Eine menschliche Stimme war es nicht.

Es war mir egal, was passierte, jedenfalls drückte ich die Tür nach innen und trat sofort über die Schwelle.

Nein, es war nicht nur eine Küche, sondern zugleich ein Wohnzimmer, denn an der Wand stand eine alte Couch und davor ein Tisch. Gegenüber sah ich alte Küchenmöbel. Auf einer Spüle stand noch das benutzte Geschirr und wartete darauf, gespült zu werden. Eine zweite Tür führte zu einem Garten. Da der Ausgang einen Glaseinsatz besaß, gelang mir ein Blick dorthin.

Um die anderen Gegenstände, die sich innerhalb des Zimmers verteilten, kümmerte ich mich nicht, denn ich konzentrierte mich auf den Mittelpunkt, und das war eine Frau.

Sie stand vor einem Bügelbrett. Neben ihr hatte ein Korb mit Wäsche seinen Platz gefunden, aus dem sie die Teile nahm und auf das Brett legte, um sie zu bügeln. Sie arbeitete mit einem elektrischen Eisen, was beinahe ein Wunder war in dieser Einsamkeit. Da hätte man auch mit einem alten Eisen arbeiten können, in dem sich glühende Kohle befand.

Die Frau musste mich gesehen haben, doch sie fuhr in ihrer Arbeit fort, als wäre nichts geschehen. Vor ihr auf dem Brett lag eine graue Männerhose, über die sie das Bügeleisen zog und dabei jede ihre Bewegungen genau beobachtete.

Ich sagte zunächst nichts. Auch sie nahm von mir keine Notiz. Erst als sie mit einem Hosenbein zufrieden war, das jetzt die Glätte hatte, die sie wollte, kantete sie das Eisen hoch und blickte mir ins Gesicht.

Sie war bestimmt nicht alt, aber sie sah irgendwie älter aus. Vielleicht um die 40, doch man hätte sie auch für 50 halten können. Das grau gewordene Haar hatte sie straff nach hinten gekämmt, und ich konnte mir vorstellen, dass es im Nacken einen Knoten bildete. Das Leben hatte Spuren in dem schmalen Gesicht hinterlassen, aber mich interessierte nicht der schmale

Mund und auch nicht die Augen, sondern einzig und allein die Brauen, die sehr dicht und dunkel waren, und die ich von irgendwoher schon kannte.

Ich brauchte nicht lange zu überlegen, denn es fiel mir sehr schnell ein. Der Sargträger besaß die Gleichen, und ich konnte mir vorstellen, dass ich hier eine Verwandte sah.

»Was wollen Sie?«, fragte mich die Frau und wischte ihre Handflächen an den blaugrauen Kleiderstoff ab.

»Bed and Breakfast?«, fragte ich.

»Nein!«

»Aber es steht am Haus.«

»Ich weiß«, erwiderte sie. »Aber ich gebe Ihnen trotzdem kein Zimmer. Wir haben damit aufgehört.«

»Schade.«

»Ja, vielleicht.«

Das Radio stand auf einer Fensterbank. Es dudelte leise vor sich hin, sodass ich die Musik nicht als störend empfand.

»Aber Jenny Orwell hat doch bei Ihnen übernachtet - oder?«

»Kenne ich nicht.«

»Jetzt tun Sie mir kein Leid an. Hier kennt jeder jeden. Sie hat bei Ihnen übernachtet, Madam, nur hatte sie das Pech, in einen Sarg gelegt zu werden, und so wurde sie dann abtransportiert. Das kann mir einfach nicht gefallen.«

Die Frau ging nicht auf meine Bemerkung ein. »Wer sind Sie überhaupt?«, fragte sie stattdessen.

Ich wollte nicht unhöflich sein und sagte: »Mein Name ist John Sinclair. Und wie heißen Sie?«

»Heather Plummer.«

»Leben Sie hier allein, oder haben Sie auch Verwandte?«

»Was geht Sie das an?«

Ich hob die Schultern. »Es könnte sein, dass mir jemand begegnet ist, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Ihnen hat.«

»Mein Bruder Mason.«

»Ah doch!«

»Und was hat das mit mir zu tun? Was wollen Sie hier, Mr. Sinclair? Ich will Sie nicht hier haben. Ich habe Sie nicht eingeladen. Sie haben sich des Hausfriedensbruchs strafbar gemacht.«

»Bei Bed and Breakfast?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht, Mrs. Plummer. Zum Spaß bin ich nicht hergekommen.«

Sie stützte ihre Hände auf das Bügelbrett und schaute mir dabei direkt ins Gesicht. »Was wollen Sie dann, verdammt?«

»Es geht um Jenny Orwell.«

»Sie ist weg.«

»Sehr gut. Damit haben Sie zugegeben, dass sie hier bei Ihnen gewohnt hat.«

»Ist das ein Verbrechen?«

»Nein, das ist es nicht. Nur wenn jemand einen Gast von Ihnen in einen Sarg steckt und ihn dann abtransportiert, um ihn an einen mir unbekannten Platz zu schaffen, finde ich das schon mehr als seltsam. Das ist gefährlich, denn das kommt einem Mordversuch gleich, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Heather Plummer sagte nichts. Sie schaute mich über das Bügelbrett hinweg an. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf. »Sie können sagen, was Sie wollen, ich habe diese Person nicht in einen Sarg gelegt. Ist das klar?«

»Das glaube ich Ihnen sogar.« Ich überlegte, ob ich sie im Leichenzug gesehen hatte. Vermutlich, aber sie war mir nicht besonders aufgefallen. Da hatten mich die Menschen mehr an eine graue Masse erinnert, die sich nur langsam bewegte.

»Wollen Sie noch was, Sinclair?«

»Ja, Mrs. Plummer. Mich würde sehr interessieren, wo sich Ihr Bruder befindet.«

Sie lachte leise und hämisch. »Wie steht es schon in der Bibel? Bin ich der Hüter meines Bruders?«

»Stimmt. Aber Sie sind nicht Kain.«

»Trotzdem weiß ich nicht, wo er sich befindet.«

»Wohnt er hier?«

»Was geht Sie das an?«

»Nur so.«

»Ja, er wohnt hier. Ist das auch ein Verbrechen?«

»Nein. Und Sie behaupten, nicht zu wissen, wo er sich befindet?«

»So ist es.«

»Gut, das glaube ich Ihnen sogar.«

»Ach wie nett.«

Die Ironie prallte an mir ab, denn mir ging es jetzt, um ganz andere Dinge. »Warum wurde Jenny Orwell in einen primitiven Sarg gelegt? Was hatte man mit ihr vor? Wo sollte sie hingebracht werden? Auf einen Friedhof vielleicht?«

»Ich weiß nichts.«

»Sie lügen!«

Aus den Augen schienen Blitze zu fliegen, so hart schaute sie mich an. Ich spürte die Welle aus Hass, die mir entgegenschwappte. In diesem verdammten Kaff reagierte keiner normal. Hier war der Hass das Gefühl, das die Menschen zusammenhielt wie eine Kette.

»Hauen Sie ab, Sinclair. Verdammt noch mal, ich will Sie hier nicht mehr sehen. Machen Sie die Fliege.«

Genau das würde ich nicht tun. »Wo ist Ihr Bruder, Mrs. Plummer? Wo kann ich ihn finden?«

»Verschwinden Sie!«

»Was hatten Sie mit Jenny Orwell vor?«

Heather Plummer atmete stöhnend. Ich ahnte, dass sie etwas vorhatte, und ich täuschte mich nicht, denn sie griff mit einer blitzschnellen Bewegung nach dem abgestellten Bügeleisen und hielt es plötzlich wie eine Waffe in der Hand. Es schwebte über dem Bügelbrett, und die Spitze zeigte genau auf mich.

»Es ist mein Haus. Ich lebe hier. Ich habe hier das Hausrecht.

Und Sie hauen jetzt ab.«

»Irrtum, Mrs. Plummer. Ich bleibe. Und zwar bleibe ich solange, bis ich von Ihnen eine vernünftige Antwort erhalten habe. Das hier ist kein Spaß, verstehen Sie. Jenny Orwell lebt. Allerdings mehr durch einen Zufall. Wäre es nach Ihnen gegangen, so wäre sie wahrscheinlich schon tot. Irgendwo lebendig begraben ...«

Die Frau sagte nichts. Aber sie umklammerte noch härter den Griff des Bügeleisens, als wollte sie ihn zerbrechen.

»Hau ab!« Die beiden Worte schrie sie mir entgegen, und sogar Speichel verließ ihren Mund. Ihre Augen waren von einem Augenblick zum anderen blutunterlaufen, und mir kam es vor, als wäre das Tier in ihr erwacht.

Dann warf sie mir mit einer kaum erkennbaren Bewegung das Bügeleisen entgegen, dessen noch helle Fläche mitten in meinem Gesicht landen sollte ...

Suko saß nicht in einem Karussell, obwohl er sich so vorkam, denn vor seinen Augen drehte sich alles. Zugleich hatte er das Gefühl, in Wellenbewegungen hineingeraten zu sein, aber beides zog ihn nicht in die Tiefen der Bewusstlosigkeit. Suko war ein Mensch, der unheimlich viel einstecken konnte. Manche behaupteten, er hätte einen Schädel aus Eisen, und das schien in diesem Fall der Wahrheit sehr nahe zu kommen, denn er tauchte nicht ab, auch wenn er wahnsinnig viel zu kämpfen hatte, damit es ihm nicht schwarz vor Augen wurde.

Er besaß sogar noch die Erinnerung an das, was passiert war. Er hatte sich von einem Kind ablenken lassen. Der Junge war bewusst geschickt worden, um den Erwachsenen freie Bahn zu geben, damit sie sich an ihn hatten anschleichen können, was sie auch perfekt geschafft hatten. Er erinnerte sich daran, die Schritte mehrerer Personen gehört zu haben, aber er hatte nicht

unterscheiden können, wie viele es tatsächlich gewesen waren.

Suko öffnete die Augen.

Er lag auf dem Rücken, er schaute gegen den Himmel, und in seinem Kopf gab es einige Turbulenzen. Da zuckten die Schmerzen wie Nadelstiche, und an der rechten Kopfseite hatte sich eine Beule gebildet, wie Suko durch Nachtasten feststellte.

Er sah sich nicht als wichtig an. Er wusste nur, dass er versagt hatte. Die Menschen hatten es nicht nur auf ihn abgesehen, wichtiger war ihnen Jenny Orwell, und genau die war jetzt ohne Schutz.

Dieser Gedanke trieb Suko an. Er war wie ein innerer Motor, der allmählich auf Touren kam, jedoch überdrehte, was Suko sehr bald merkte, als er aufstehen wollte. Die Schwäche riss ihn wieder um. Da half es auch nichts, dass er versuchte, sich mit der Hand abzustützen. Sein Arm knickte ein, und er musste wieder von vorn beginnen.

Trotzdem kam er hoch.

Suko blieb knien und schaute nicht zur Hütte, sondern in eine andere Richtung. Er sah den Range Rover noch am Straßenrand stehen, aber es hielt sich niemand in seiner Nähe auf.

Sie waren hinter ihm.

Sie steckten in der Hütte.

Er hörte ihre Stimmen, aber er verstand nicht, was sie sagten. Jedenfalls hielten sie sich bei Jenny Orwell auf, und genau das trieb ihn wieder an.

Er stemmte sich auf. Er biss dabei die Zähne zusammen. Er kam auch auf die Beine und bewegte sich wie ein Betrunkener, denn er schwankte von einer Seite zur anderen.

Seine Augen waren weit geöffnet. Suko wusste selbst, dass er einen stieren Blick bekommen hatte und weit von seiner Normalform entfernt war, aber er konnte es nicht ändern.

Die leichte Drehung nach links schaffte er und blieb dabei auf den Beinen. Er schwankte noch, auch die Hütte befand sich scheinbar in Bewegung, aber er konnte auf die Öffnung

schauen, die sich dort abmalte. Die Tür hatte man weit aufgerissen, und im Innern der Hütte sah er auch eine Bewegung.

Da ging jemand hin und her.

War es der Junge?

Suko wusste es nicht und erfuhr es auch nicht, nachdem er sich die Augen gerieben hatte.

Er musste es wissen. Das war er Jenny Orwell schuldig. Er gab sich selbst den nötigen Schwung, schaffte auch die ersten Schritte, sackte dann leicht in die Knie, fing sich wieder und stellte fest, dass ihm jemand seine Waffe abgenommen hatte. Er wusste, dass seine Chancen damit noch geringer geworden waren, aber er gab trotzdem nicht auf. Auch wenn er die Flucht ergriffen hätte, wäre er den Häschern nicht entkommen.

Und so lief er weiter. Einer, der sich mit seinem Schicksal nicht abfinden konnte und es allen zeigen wollte. Es war nur eine kurze Entfernung, die ihn von der Hütte trennte, aber er musste sich trotzdem verkämpfen.

Auf der Schwelle blieb er stehen. Um das Gleichgewicht zu halten, musste er sich an der Seite festklammern. Aber auch jetzt hielt er sich nicht normal auf den Beinen. Der Böden der Hütte war für ihn wie ein Schiffsdeck, das über ein wild bewegtes Wasser trieb und nur allmählich zur Ruhe kam.

Jenny Orwell saß nicht mehr auf der Bank. Man hatte sie auf den Schemel gesetzt, wo sie wie eine Statue wirkte, in der es keine Spur von Leben mehr gab.

Sie war so starr. Sie hatte den Kopf leicht zurückgelegt und schaute nach vorn, aber auch zugleich gegen die Decke. Die Hände hatte sie zu Fäusten verkrampft, als sollten die Fingernägel in die Ballen dringen.

Ihre Haltung hatte einen Grund.

Es lag an dem Jungen.

Er stand hinter Jenny. Von der rechten Seite her hatte er seinen Arm um Jenny geschlungen. In der Hand hielt er das Messer, dessen scharfe Kante die Kehle der jungen Frau

berührte und sie bei einer falschen Bewegung durchtrennen würde.

Suko bildete sich das nicht ein. Es war die brutale Wahrheit, die ihm da präsentiert wurde, und er hatte das Gefühl, von innen aufgefressen zu werden. Die eigene Hilflosigkeit so vor Augen geführt zu bekommen, das war nichts für ihn, das machte ihn fertig, ebenso wie ihn das Kichern des Jungen störte.

Der Halbwüchsige musste irre sein. Das blonde Haar stand wie Gestrüpp von seinem Kopf hoch. Das Licht reichte aus, um auch sein Gesicht erkennen zu lassen, und Suko hatte plötzlich den Eindruck, bei ihm das Gesicht eines Erwachsenen zu sehen.

Das war ihm bei der ersten Begegnung nicht aufgefallen. Hier schon, und das wiederum bereitete ihm ebenfalls eine gewisse Sorge. Zugleich erinnerte er sich daran, dass er kurz vor seinem Weggang noch die Stimmen mehrerer Personen gehört hatte. Der Junge konnte also nicht allein hier sein.

Von der rechten Seite her hörte er das Lachen. Suko drehte nicht den Kopf und hätte es wohl auch nicht gekonnt, denn die kalte Mündung der Waffe sagte genug.

»Jetzt kann ich dir deine Fresse zerschießen!«, hörte er den Sargträger sagen. »Einfach so, weißt du? Ich schaue dann zu, wie dein Gehirn herausfliegt ...«

Suko rührte sich nicht. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, den Stab ziehen zu wollen, dieser Hundesohn rechts von ihm wäre immer schneller gewesen.

Gefährliche Situationen waren ihm nichts Neues. Auch in seinem angeschlagenen Zustand überriss er sie und fragte sogar mit leiser Stimme: »Warum tust du es nicht?«

»Weil ich etwas Besseres für dich weiß.« Die Antwort wurde von einem Kichern begleitet.

»Ah ja ...«

»Klar, Chinese. Du wirst bei Jenny bleiben können. Ich habe

mich dazu entschlossen, dass ihr zusammenbleibt. Ist das nicht wunderbar?»

Suko kämpfte noch immer gegen seine Schwäche an. Er sah die Wände, die sich scheinbar bewegten, auf ihn zukamen, ihn aber nicht berührten, sondern sich wieder zurückdrängten. Zwar blieb Jenny auf ihrem Platz sitzen, aber auch sie schwankte zusammen mit dem Schemel von einer Seite zur anderen, aber sie kippte nicht um.

»Was meinst du damit?«, fragte Suko nach einem tiefen Atemzug, der seinen Zustand aber auch nicht verbesserte.

»Hat dir die Kleine nichts erzählt?«

»Was sollte sie erzählt haben?«

»Tu nicht so. Sie hat uns bestimmt gehört, als wir uns unterhalten haben. Wir haben über etwas ganz Besonderes gesprochen. Über unser Versteck, über unser Loch.«

»Was ist das?«

»Dein Grab, Chinese. Und auch das dieser Jenny Orwell. Aber es fasst noch mehr Personen, wie du dir sicherlich denken kannst. Und einen werden wir uns noch nach euch holen. Deinen Freund, der so neugierig durch das Dorf schleicht.«

»Sie wissen, wer ich bin?«

»Aber klar. Du bist ein Bulle. Wir haben dich durchsucht. Nur Pech, dass wir hier uns vor der übrigen Welt kaum fürchten, und da sind uns auch die Bullen egal. Dem Versteck auch. Bullenfleisch ist etwas ganz Besonderes, denke ich.«

»Ich kann das Messer nicht mehr halten, Onkel Mason«, sagte der Junge.

»Ja, ja, schon gut, keine Sorge. Du bist doch erwachsen, Dennis. Du fühlst dich so, nicht wahr?«

»Trotzdem ...«

Suko schaute zu dem Jungen hin. Es war warm. Suko schwitzte. In seinem Gesicht zuckte es, und es zuckte auch rechts neben seinem Gesicht, als die Mündung der Waffe von seiner Haut verschwand.

Einen Moment später war sie wieder da. Zusammen mit der Waffe. Da hieb sie gegen seinen Kopf.

Wieder wurde die rechte Seite getroffen, und diesmal schien für Suko die Welt unterzugehen ...

Das Bügeleisen hätte mich tatsächlich mit der heißen Unterseite mitten im Gesicht erwischt. Ich zuckte zwar noch zurück, aber das war nicht mehr nötig, denn Heather Plummer hatte die Länge des Kabels nicht genau berechnet.

Das Eisen ruckte, blieb mitten über dem Bügelbrett stehen und fiel dann auf die Hose.

Der Schrei der Frau glich schon der einer Wahnsinnigen. In diesem Moment sah sie ihre Felle davonschwimmen, und sie entwickelte sich zu einer Furie.

Sie wollte mir trotzdem an die Wäsche. Der Hass hatte sie regelrecht aufgeladen, und mit einem heftigen Ruck riss sie den Stecker aus der Dose, um wieder mehr Bewegungsfreiheit zu haben.

Sie zerrte das Bügeleisen zu sich heran, umfasste den Griff, hob es an, um es noch mal zu schleudern.

Diesmal klappte es besser.

Aber sie erwischte mich nicht, denn ich hatte mich zur Seite gedreht. Das Eisen flog an mir vorbei und krachte gegen den linken Torpfosten. Von dort aus fiel es zu Boden, wo es liegen blieb.

Ich hatte wieder meine alte Position eingenommen. Abermals standen wir uns gegenüber.

Vor kurzem noch hatte ich den Hass in den Augen der Frau gesehen. Der war zwar auch jetzt vorhanden, aber er vermischte sich mit einem anderen Gefühl.

Heather Plummer war plötzlich unsicher geworden. Sie hatte sich so auf die Attacke verlassen und musste nun erleben, dass

sie nichts mehr in den Händen hielt. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich sagte nichts. Ich wollte sie nicht provozieren und erst zur Ruhe kommen lassen, um dann die entsprechenden Fragen zu stellen, auf die ich Antworten haben wollte, denn ich war sicher, dass sie verdammt gut informiert war.

Sie stand da und bewegte ihre Füße. Ebenfalls bewegten sich die Augen, und zwar so wie bei einem Menschen, der nach einer neuen Chance oder nach einem Ausweg sucht.

Im Moment gab es den nicht, und mit einem Bügelbrett würde sie mich nicht angreifen.

»Ich denke, die Vorzeichen haben sich gedreht«, sagte ich.
»Jetzt bin ich an der Reihe.«

»Ich weiß nichts.«

»Das Werfen des Bügeleisens war ein Mordversuch.«

»Nein, Notwehr.«

»Habe ich Sie angegriffen?«

»Nicht körperlich. Aber ...«

»Hören Sie auf«, sagte ich. »Geben Sie auf. Sehen Sie ein, dass Sie verloren haben.«

»Ich verliere nicht. Sie sind hier eingedrungen. Ich hatte das Recht, mich zu verteidigen.«

»Niemand hat Sie angegriffen. Außerdem bin ich von Berufs wegen dazu berechtigt, Ermittlungen durchzuführen. Sie haben soeben einen Polizisten angegriffen.«

Ob ich sie mit dieser Erklärung geschockt hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls sah es so aus, denn sie hatte große Augen bekommen und starrte mich sprachlos über das Bügelbrett hinweg an.

»Wie gefällt Ihnen das?«

»Sie sind ein Bulle?«

»Sicher. Scotland Yard.«

Heather Plummer überlegte. Sie biss sich auf die Unterlippe, sie holte mehrmals pfeifend Atem, bis sie sich gefangen hatte

und die Achseln zuckte. »Auch wenn Sie vom Yard sind, Sie können mir nichts anhaben. Außerdem herrschen hier andere Gesetze, verdammt noch mal. Hier ist nicht London, verstehen Sie?«

»Das weiß ich.«

»Dann hauen Sie ab!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie sollten sich nicht zu oft wiederholen und sich etwas anderes ausdenken, Mrs. Plummer. Erst wenn ich herausgefunden habe, warum lebende Menschen in einen Sarg gelegt werden, verlasse ich diesen verdamnten Ort. Da können Sie versuchen, was Sie wollen, Mrs. Plummer.«

Eingeschüchtert hatte ich sie mit diesen Worten nicht. Sie begann sogar zu lachen und legte den Kopf zurück. »Was wissen Sie denn?«, fuhr sie mich danach an. »Was wissen Sie schon? Nichts, gar nichts, verdammt! Sie sind leer, einfach nur leer. Was hier abgeht, hat einen tieferen Sinn. Und Sie haben alle gegen sich. Keiner aus dem Dorf wird Ihnen zur Seite stehen. Was getan werden muss, kann man nicht so abbrechen, das muss getan werden.«

»Und was ist das? Lebende Menschen lebendig begraben? Gehen Sie hier so vor?«

»Ja!«

»Warum?«, fasste ich nach. »Wo sollte Jenny Orwell hingebracht werden? Die wievielte Person war es schon, die man hier auf diese schreckliche Weise umgebracht hat? Waren es die Menschen, die bei Ihnen übernachteten? Haben Sie die Leute alle lebendig begraben? Haben Sie dafür gesorgt und sie eingelullt?«

»Nicht alle.«

»Ah, so ist das.«

»Ja, und Sie werden auch noch an die Reihe kommen, das schwöre ich Ihnen.«

»Wohin sollte Jenny gebracht werden?« Ich blieb beim Thema und wollte mich nicht durch irgendwelche Drohungen

ablenken lassen.

Die Hände der Frau glitten über das Bügelbrett hinweg. Erst jetzt fiel mir auf, dass aus der Haut kleine dunkle Haare wuchsen, und auch unter der Nase hatte sich ein dünner Damenbart angesammelt.

»Ich warte nicht gern!«

»Finden Sie es heraus.«

»In den Wald«, sagte ich aufs Geratewohl.

Sie mochte sich zwar gut in der Gewalt haben, aber eine perfekte Schauspielerin war sie nicht, denn sie zuckte leicht zusammen und zugleich fuhren die balkenartigen Brauen in die Höhe. Damit wusste ich, dass ich Recht hatte, und wiederholte meine These. »In den Wald also.«

»Ja.« Sie hatte sich entschlossen zu reden. Plötzlich strahlten sogar die Augen. Sie fühlte sich wahnsinnig im Vorteil, denn sie kannte sich hier aus. »Der Wald ist wichtig«, flüsterte sie mir zu. »Sogar sehr wichtig. Dort ist er, der auf die Leichen wartet, Sinclair. Unser Freund ...«

Ich hatte plötzlich einen Erfolg erreicht, wollte der Frau allerdings nicht so recht glauben. Jemand, der auf die Leichen wartete, das war nicht gelogen, denn das hätte ich ihr angesehen. Es gab demnach keinen Friedhof, sondern irgendjemanden im Wald versteckt, der sich auf die Toten freute.

Ein Ghoul?

Darauf deutete eigentlich alles hin. Denn diese mit am Schlimmsten abartige Dämonenart liebte Leichen. Nicht umsonst wurden Ghouls auch Leichenfresser genannt, und mir blieb für einen Moment die Spucke weg. Ich hatte plötzlich den schlechten Geschmack im Mund, als wäre dieser widerliche Leichengeruch bereits in meiner Kehle hoch bis zur Zunge gestiegen.

Die Frau hatte die Veränderung bei mir bemerkt und fing an zu lachen. »Jetzt weißt du nicht mehr weiter, wie? Es ist für einen Bullen besonders schwer zu fassen, was da passiert, wie?

Dass es viele Dinge gibt, die sich außerhalb der Bullenkontrolle befinden und...«

Ich ließ sie nicht ausreden und stellte mit lauter Stimme die knappe Frage: »Ist es ein Ghoul?«

Ich hatte damit gerechnet, eine Antwort zu bekommen, auch wenn es nur eine Nachfrage war, aber das Wort Ghoul schien sie aus der Fassung gebracht zu haben, denn sie schüttelte leicht den Kopf wie jemand, der das Wort noch nie gehört hat.

Ich präzierte mich. »Ein Leichenfresser, zum Beispiel. So kann man einen Ghoul auch bezeichnen.«

»Sie haben eine große Fantasie.«

»Nicht groß genug, wie mir scheint.«

Heather Plummer wischte wieder über das Bügelbrett hinweg. »Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass er Nahrung braucht. Er liebt die Menschen, verstehen Sie? Aber Leichen?« Sie zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht genau.«

»Aber Jenny hätte dort hingeschafft werden sollen! Zu IHM, nicht wahr?«

»Wir haben keinen Friedhof.«

»Tolles Argument. Man hätte schließlich leicht einen anlegen können.«

»Das wollten wir nicht.«

»Was haust da im Wald?«, flüsterte ich. »Wer ist es? Oder wer ist er? Reden Sie!«

»Nein.«

»Okay, dann werden wir uns gemeinsam auf den Weg machen, Mrs. Plummer. Sie sind von hier. Sie kennen sich hier aus. Sie sind für mich die perfekte Führerin.«

Der Vorschlag gefiel ihr nicht. Sie war plötzlich nervös und suchte nach einer Ausrede.

»Ziehen Sie sich andere Schuhe an und...«

»Nein!« schrie sie mich an. »Ich werde nicht mit Ihnen in den Wald gehen. Verstanden?«

»Ja, das habe ich. Ich möchte Sie auch nicht mit Handschel-

len bestücken. Wenn Sie mir das Versteck nicht zeigen wollen, muss ich mich an eine andere Person wenden. An Ihren Bruder, zum Beispiel. Und sagen Sie nicht, dass er nicht informiert ist.«

Plötzlich lachte sie. Scharf und laut. Als hätte ich einen besonderen Witz gemacht. »Sie wollen zu meinem Bruder?«

»Er weiß anscheinend mehr.«

»Aber er ist nicht hier!«, sagte sie hämisch.

»Das weiß ich, Mrs. Plummer. Nur werden Sie mir sicherlich sagen können, wo ich ihn finde.«

Ihre Augen glänzten plötzlich. Ich erkannte, dass sie Bescheid wusste. Zugleich kroch in mir ein ungutes Gefühl hoch, das wie von zahlreichen Spinnenbeinen transportiert wurde. Wahrscheinlich würde mir die Antwort nicht gefallen, und ich hatte mich nicht geirrt, denn sie schrie sie mir voller Härte entgegen.

»Er ist in der Scheune. Er ist hingegangen. Er kann Jenny nicht laufen lassen. Er holt sie sich zurück, um unseren Freund endlich zu füttern ...«

Das war wieder der berühmte Schlag in den Magen. Ich musste zusehen, wie Mrs. Plummer Oberwasser bekam. Sie freute sich, rieb ihre Hände, und es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte sie auf der Stelle und hier in ihrer Wohnküche ein Tänzchen gemacht.

In mir kroch der Verdacht hoch, genau das Falsche getan zu haben. Ich hätte nicht in das Dorf gehen, sondern in der Nähe der Scheune bleiben sollen, aber im Nachhinein ist man ja immer schlauer. Jedenfalls hatte Heather ihren *Spaß*, und ihr Lachen hörte sich einfach widerlich an.

»Halten Sie Ihr Maul!«, brüllte ich sie an.

Sie hatte sich gebückt. Jetzt kam sie wieder hoch, nachdem

sie sich vom Bügelbrett abgestützt hatte. Sie wischte Speichel von ihren Lippen und nickte mir zu. »Na, nervös geworden?«

»Er war also an der Hütte?«

»Ja, Mason hat nur darauf gewartet, dass einer von Ihnen verschwindet. Er ist natürlich nicht allein. Es gibt immer Menschen, die ihm helfen, weil sie ihm verpflichtet sind. Mein Bruder ist der heimliche Herrscher hier bei uns.«

»Nur bin ich auch nicht allein gekommen.«

»Ich weiß«, gab sie lächelnd zu. »Aber Ihr Kollege wird für meinen Bruder kein Problem sein. Sie haben uns einen großen Gefallen getan, als Sie sich von Ihrem Freund trennten und durch das Dorf gingen. So hatte Mason freie Bahn.«

Man kann so einsam sein, wie man will, die moderne Technik allerdings hatte es geschafft, diese Einsamkeit zu relativieren, und damit meinte ich die Erfindung des Handys. Ich trug eins bei mir, und Suko ebenfalls. Nur wusste ich nicht, ob er es eingeschaltet hatte, bei mir war das nicht der Fall.

Ich rief ihn an. Nichts! Nur die Nachricht der Automatenstimme, die mir höhnisch im Ohr nachklang.

Als ich den flachen Apparat wieder verschwinden ließ, erreichte mich das Lachen der Frau. »Dieser Ort wird euer Grab werden, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Keine Sorge«, sagte ich. »Das Versteck werde ich finden.«

»Und dann?«

»Werde ich es ausräuchern.« Ich machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Haus. Aber das Wissen, etwas falsch gemacht zu haben, wurde ich einfach nicht los.

Natürlich drängte es mich, das Versteck zu finden, aber zuerst führte mich der Weg dorthin, wo der Range Rover und auch die Scheune standen ...

Ich kannte den Weg zurück, und trotzdem kam es mir vor, als

würde ich ihn wieder neu gehen. Bei jedem Schritt berührte ich den Boden, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, auf Gummi zu gehen, was nicht am Untergrund lag, sondern an meinen weichen Knien. An mir war das, was man mir gesagt hatte, nicht spurlos vorübergegangen, und ich kam mir vor wie jemand, der in die Falle gelaufen war. Nicht mit offenen Augen, denn das hatte ich nicht voraussehen können. Allerdings vertraute ich noch auf Suko, denn er war kein Kleinkind mehr und ließ sich nicht so leicht überrumpeln.

Obwohl es mich innerlich drängte, rannte ich nicht. Ich wollte den Leuten, die mich sicherlich beobachteten, kein Schauspiel bieten und hielt meine Schritte deshalb im Zaum.

Der Wagen stand noch dort, wo ihm zuletzt die Reifen zerschnitten worden waren. Er sah verlassen aus. Ich sah niemanden in seiner Nähe. Das war wie ein mit Gift gefüllter Platz, den jeder nach Möglichkeit mied. Da gab es noch die Scheune, in der Jenny und Suko auf mich hatten warten wollen.

Die Tür zu ihr stand weit offen. Ich wusste nicht, ob ich sie so hinterlassen hatte, doch das war mir im Moment egal. Mit einem lockeren Sprung setzte ich über den Graben hinweg und stand wieder auf dem weichen grasigen Untergrund vor der Hütte.

Nichts.

Schon jetzt fiel mir die Stille auf. Wäre Suko im Innern gewesen, er hätte mich sicherlich gehört und wäre auch hinausgekommen. So aber blieb es still.

Ich schaute mich genauer um und zog auch meine Beretta, bevor ich die Hütte betrat. Da es kein konkretes Ziel für die Mündung gab, wies sie in die Höhe und das blieb auch, als ich in der Hütte stehen blieb und mich in diesem Dämmerlicht umschaute.

Die Bank war leer, der Schemel ebenfalls!

Ich hatte damit rechnen müssen und war trotzdem enttäuscht, weil ich weder Jenny noch Suko sah.

Ein letzter Hoffnungsfunke, dass sich Mrs. Plummer geirrt haben könnte, war bei mir noch vorhanden gewesen, aber der war auch jetzt verglüht. Dass Menschen hier gewesen waren, roch ich sogar. Der Körpergeruch hatte sich noch gehalten, und mir kam in den Sinn, nach eventuell vorhandenen Spuren Ausschau zu halten.

Es war allgemein zu dunkel. So holte ich die kleine Lampe hervor und leuchtete den Boden ab.

Ja, es war etwas zu sehen. Im Staub zeichneten sich die Spuren recht deutlich ab. Ich spielte Trapper und versuchte herauszufinden, wie viele Personen sich hier aufgehalten haben mochten. Das war nicht möglich. Es gab ein zu großes Durcheinander.

Ein Ergebnis hatte mir die Spurensuche allerdings gebracht. Es waren nicht nur zwei Menschen hier in der Hütte gewesen, und ich stellte mir vor, dass man Suko auf eine hinterlistige Art und Weise überrascht hatte.

Sicherheitshalber suchte ich alle Winkel der Scheune ab, ohne jedoch einen Hinweis auf die beiden Verschwundenen zu finden. So blieb mir nur ein anderer Weg, der in den Wald.

Ich verließ die Hütte und schaute mich um. Es hatte sich nichts verändert. Auch Heather Plummer war nicht aktiv geworden, um irgendwelche Personen zu alarmieren, die mich aufhalten sollten. Es blieb alles unter der Decke. Aber dort kochte es gewaltig, das war mir auch klar.

Es war ja nicht die einzige Hütte. In der Nähe standen noch andere, in die man Jenny und Suko auch hineingeschafft haben konnte. Ich ersparte mir eine Durchsuchung. Mein Gefühl sagte mir, dass ich damit richtig lag.

Da man sie überwältigt hatte und sicherlich einiges vorbereitet war, würde man sie so schnell wie möglich an ein bestimmtes Ziel schaffen, und das konnte ich einfach nicht übersehen, denn es lag beinahe zum Greifen vor mir.

Diese Gegend hier lag nicht so hoch. Und auch nicht zu weit

im Norden des Landes. So hatte sich hier der Mischwald halten können. Da wuchs der Ahorn friedlich neben der Buche. Schlanke Birken bildeten den Saum, und auch Nadelbäume hatten sich in freie Lücken geschoben. Sie bildeten so etwas wie ein hohes Unterholz zwischen manchen Bäumen, ebenso wie Farne, Gräser und sicherlich auch Dornenbüsche.

Im Dorf blieb es weiterhin still. Kein Bewohner zeigte sich auf der Straße. Mir erschien das alles wie abgesprochen. Sie würden erst wieder in Erscheinung treten, wenn alles vorbei war und die beiden Menschen nicht mehr lebten.

Es wären ja nicht die Einzigen gewesen. Vor Jenny Orwell und Suko waren schon andere auf eine schlimme Art und Weise gestorben. Ich stellte mir die Frage, wie die Menschen damit fertig wurden. Wie sie so etwas mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten. Wahrscheinlich gar nicht. Bestimmt hatten sie abgeschaltet und dachten über nichts nach.

Nur wusste ich noch immer nicht, wer in diesem Versteck im Wald lauerte. War es wirklich ein Ghoul, der da auf Beute wartete, um überleben zu können?

Ich musste in den Wald, aber ich sah keinen Pfad, über den ich gehen konnte. Dafür entdeckte ich eine Spur, die sich im Gras abzeichnete, das von mehreren Füßen niedergetrampelt worden war. Und sie führte direkt auf den Wald zu, wo sie sich am Beginn des Unterholzes verlor.

Ich zögerte nicht und machte mich auf den Weg.

Meine Sinne waren gespannt. Ich lauschte, ich schaute mich um. Ich wollte sehen, ob etwas in meiner Umgebung passierte, und ich wartete darauf, dass sich am Waldrand etwas tat. Es konnte durchaus sein, dass die andere Seite eine Wache aufgestellt hatte, aber das war nicht der Fall. Ich sah nichts, ich wurde nicht angesprochen und mich hielt auch niemand auf.

Es war keine Kunst, den Wald zu betreten. Da hatte ich meine Erfahrungen sammeln können. Oft genug war ich durch Wälder geirrt, in denen sich das Böse in verschiedenen

Gestalten aufgehalten hatte, und auch hier rechnete ich damit.

Nichts griff mich an. Nichts scheuchte ich auf. Es flogen keine Vögel weg, als ich mich geräuschvoll durch das Unterholz wühlte und auf dem weichen Boden weiterging, immer gestreift von den Zweigen der kleineren Nadelbäume. Ich sah in der Nähe des Waldrands die Brombeerhecken und fand so etwas wie einen Weg, der mich in die tieferen Regionen hineinführte.

Ich suchte etwas und wusste nicht, wo ich anfangen sollte und wo das Ziel überhaupt lag. Ich kannte die Größe des Waldes nicht, und es war auch nichts zu hören. Keine Rufe, keine Stimmen. Es blieb still um mich herum, abgesehen von den Lauten der Insekten, die mich umschwirrten.

Die Luft, die mich umgab, war auch nicht eben eine Offenbarung. Jede Pflanze, jeder Baum, jedes Blatt schien diese feuchte Masse auszuatmen, die sich wie ein Ring im Wald ausbreitete und das Atmen nicht eben erleichterte. Es wehte kein Wind. Die Schwüle konnte sich hier halten, und es war auch damit zu rechnen, dass irgendwann die trägen Dunstschwaden über den Boden krochen, der an recht vielen Stellen noch eine gewisse Feuchtigkeit aufwies.

Ich kam mir nicht eben wie ein Held vor, als ich den Wald durchwanderte. Ich kroch an Büschen vorbei, trat manchmal niedriges Strauchwerk nieder, spürte die Dornen, die sich immer wieder an meiner Kleidung festhakten, als wollten sie mich daran hindern und auf ihre Art und Weise davor warnen, den Wald zu durchsuchen.

Ich hatte versucht, in eine Richtung zu gehen. Auf keinen Fall wollte ich im Kreis laufen, denn das wäre fatal gewesen. Und diese Richtung behielt ich auch bei, egal, ob es nun falsch war oder nicht.

Manchmal hatte ich mehr Platz. Ich sah sogar vor mir eine kleine Lichtung, die nicht von Menschenhand errichtet worden war. Da hatte irgendein Sturm aufgeräumt und einigen Platz

geschaffen. Bäume waren wohl geknickt, aber schon abtransportiert worden, und so hatte es die Natur geschafft, die Lichtung wieder für sich einzunehmen. Gräser, Buschwerk mit fettigen Blättern. Dazwischen ein paar wilde Sommerblumen, aber auch erste kleine Bäume bildeten das neue Aussehen.

Dann hörte ich das leise Wimmern!

Zuerst dachte ich, dass es von einem Tier abgegeben worden war. Ich blieb zunächst, wo ich war und lauschte, ob sich das Geräusch wiederholte.

Ja, ich hörte es erneut.

Diesmal war ich sicher, dass es kein Tier war. So konnte sich nur ein Mensch bemerkbar machen. Aber jemand, der unter gewaltigen Qualen litt.

Ich erschauerte.

War das eine Falle für mich?

Nein, dieses Wimmern hatte sich schon echt und verzweifelt angehört.

»Hallo ...«

Ich hatte so laut gerufen, dass mich die Person in der Stille einfach hören musste, und tatsächlich erhielt ich eine Antwort. Ob es ein Wort war, ließ sich nicht bestimmen, jedenfalls war mir die Richtung jetzt besser bekannt, und ich wusste, wohin ich zu gehen hatte. Das Geräusch war am Rand der Lichtung aufgeklungen. Wahrscheinlich hatte es der Mensch nicht weiter geschafft.

Eine Gefahr in der Nähe war nicht zu erkennen. Deshalb ging ich mit langen Schritten der Quelle des Geräusches entgegen und erkundigte mich dabei, wo die Person war.

»Hier...«

Ich blieb stehen, schaute starr nach vorn und sah dann den Arm, der sich mit einer schwachen Bewegung aus dem Gras erhoben hatte und dann wieder zurückfiel, als wäre er abgeschnitten worden.

Das sah mir nicht nach einer Falle aus. Ich zog auch meine

Waffe nicht und benötigte nur wenige Schritte, um die Stelle zu erreichen, an der ich den Arm gesehen hatte.

Die Person lag auf dem Bauch.

Trotzdem hatte sie den Kopf angehoben, und ich sah in das verzweifelte Gesicht einer Frau ...

Rhonda White hatte es geschafft, denn sie war als Mensch der Hölle entkommen. Sie hatte sich nie Vorstellungen über die Hölle gemacht, aber Schlimmeres als das, was hinter ihr lag, hätte ihr die Hölle auch nicht bieten können. Man hatte sie entführt. Man hatte sie außer Gefecht gesetzt, in den Wald geschleppt und in das Loch gesteckt wie Abfall. Es war grauenhaft für sie gewesen. Diese Tiefe hatte sie gefressen wie ein endloser Schlund. Auf dem Weg nach unten hatten sich all ihre schlimmsten Träume erfüllt, die sie oft in der Pubertät erlebt hatte.

Aber hier hatte der Schlund ein Ende. Sie war auf einen harten Boden gefallen, der zudem noch mit Wasserpfützen bedeckt gewesen war. Es war dunkel gewesen, aber nicht stockfinster. Rhonda hatte dann die Knochen entdeckt, die Fetzen der Kleidung ebenfalls, und wieder war das Grauen in ihr hochgestiegen.

Sie hatte aus dem Hintergrund des Schachts oder der Höhle schlimme Geräusche gehört. Eine Kakophonie des akustischen Schreckens. Manchmal ein Kreischen, dann ein Lachen oder tiefes Stöhnen. Vielleicht auch ein Schmatzen, so genau hatte sie es nicht sagen können, aber sie wusste, dass sie in der Falle steckte, die sie tödlich umarmt hatte.

Eigentlich war Rhonda White eine Frau, die stets wusste, wo es lang ging. Sie konnte sich durchsetzen, arbeitete bei einer Personalberatung und hatte sich dort für vier Wochen abgeseilt, um durch Schottland zu trampeln. Ganz auf sich allein gestellt,

wollte sie die Ruhe dieser einmaligen Welt genießen und den Firmenstress hinter sich lassen, um danach wieder gestärkt einzusteigen.

Es war ihr nicht gelungen. Oder nur zum Teil. Sie war in einem Ort gelandet, der ihr schon beim Eintreffen nicht eben sympathisch gewesen war. Kaffs wie diese wirkten auch im Licht der Sonne düster, aber sie war ziemlich kaputt gewesen und hatte eine Unterkunft für die Nacht gebraucht. Sie hätte auch im Freien schlafen können, wie schon öfter, aber da hatte sie bereits das Bed & Breakfast-Schild gesehen und an die Tür geklopft.

Es war ein Zimmer frei gewesen.

Und damit hatte sie das Karussell des Grauens in Gang gesetzt. Ein Mann, eine Frau und ein Kind lebten in diesem Haus zusammen. Sie alle hießen Plummer, und sie waren auch recht freundlich zu ihr, aber hinter dieser Freundlichkeit lauerte etwas anderes. Rhonda konnte nicht erklären, was es war, doch ihre Menschenkenntnis reichte aus, um zu wissen, dass diese Bewohner ihr etwas vorspielten.

Ein Essen nahm sie an. Auch ein Getränk. Und das hatte sie umgehauen. Von einem Augenblick zum anderen war sie weggetreten. Was man mit ihr in der Zwischenzeit angestellt hatte, würde sie wohl nie erfahren. Sie war im Wald erwacht, kurz bevor man sie in das Loch geschafft hatte. Es waren Stimmen gewesen, die sie als letzte Erinnerung an die Menschen mitgenommen hatte.

»Er wird sich freuen ...«

»Es wird alles wieder gut werden ...«

»Wir haben unsere Pflicht getan ...«

Danach hatte man sie in das Loch gesteckt. Ob hineingeworfen oder hineingelassen, das hatte sie nicht mitbekommen. Jedenfalls war sie in der Tiefe gelandet und hatte Schreckliches erleben müssen, bis hin zum körperlichen Angriff.

Da war etwas aus dem Dunkeln gekommen. Etwas Dunkles

und Schleimiges. Einfach widerlich und stinkend. Es hatte sich ihr genähert, und sie hatte es zuerst sogar abwehren können, indem sie mit einem Menschenknochen auf das Etwas eingeschlagen hatte. Danach war ein Wunder geschehen, denn das Ding hatte sich zurückgezogen, doch an eine Befreiung hatte Rhonda nicht geglaubt.

Allerdings gelang es ihr auch, die Panik und die Angst im Zaum zu halten. Möglicherweise kam ihr jetzt die berufliche Ausbildung zugute, denn sie fing an, über ihr Schicksal nachzudenken und wollte es nicht so einfach hinnehmen.

Die Schachtwand hochzuklettern, schaffte sie nicht. Erstens war sie zu glatt, zweitens zu lang, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als nach einem zweiten Ausgang zu suchen.

Obwohl es sie anwiderte und sie auch unter starker Angst litt, überwand sich Rhonda selbst und kroch seitlich in den Schacht hinein, denn dort gab es einen Gang.

Es war dunkel. Sie hörte die Geräusche, sie nahm den extrem widerlichen Geruch wahr, der ihre Atemwege verstopfte, aber sie vertraute auf sich selbst und das Glück, dem Menschenfresser letztendlich entkommen zu können.

Das Glück stand auf ihrer Seite, denn Rhonda entdeckte einen weiteren Gang oder Stollen, der in eine andere Richtung führte, in die sie eindrang. In einer derartigen Lage war es ihr gleichgültig, wo sie landete. Wenn sie keinen zweiten Ausgang fand, würde sie sowieso nicht überleben können.

Was anschließend geschah, das hatte sich ihrer Erinnerung zum Teil entzogen. Ihr Feind musste etwas bemerkt haben. Sie hatte ihn gehört. Sie hatte sein verdammtes Schreien vernommen oder was immer es gewesen sein mochte.

Sie war in ihrer wilden Panik weitergekrochen, und auch der Gedanke, hier lebendig begraben zu werden, hatte sie nicht davon abhalten können. Sie wollte nur weg und hatte tatsächlich das Glück, einen zweiten Ausgang zu finden.

Dicht an einem Bach. In seiner Ufernähe, an seiner Bö-

schung, da war der Ausgang nur notdürftig verkleidet worden. Sie hatte sogar das Plätschern des Wassers gehört. Die Hoffnung auf eine erfolgreiche Flucht hatte den Blutdruck in ihr hochgetrieben. Es war alles so nah. Sie brauchte nur das Gestrüpp zur Seite zu räumen, dann hatte sie es geschafft.

Aber auch ihr Feind war nah.

Er hatte sie sogar erreicht.

Die folgende Zeit war schlimm gewesen. Klauen hatten sie gepackt. Finger mit langen, krummen Nägeln hatten sie nicht mehr loslassen wollen. Es war zu einem verzweifelten Kampf gekommen, und Rhonda hatte sich wie wahnsinnig gewehrt.

Sie hatte immer wieder nach hinten getreten, um die Klauen loszuwerden. Die Nägel hatten den Stoff ihrer Hose aufgerissen und ihr dann die Haut in blutigen Streifen von den Beinen geschabt.

Schmerzen hatte Rhonda nicht gespürt. Ihr Kopf war erfüllt mit anderen Dingen. Sie wollte leben, sie wollte weg, sie wollte kein Opfer dieses Monstrums werden, und sie hatte es tatsächlich geschafft. Sie war dem Unhold aus dem Wald entkommen. Sie war in den Bach gefallen, der nur wenig Wasser führte, sodass sie zum Großteil im Schlamm gelegen hatte. Das war ihr alles egal gewesen. Sie wollte nur weg und achtete auch nicht auf die blutenden und verletzten Beine, die schmerzten, als wären sie in Säure getaucht worden.

Sie schaffte es.

Der Wille trieb sie voran. Es gab nichts, was sie noch aufhalten konnte. Sie hatte ihre Gedankenwelt ausgeschaltet, es galt, das Leben zu retten. Sie wollte nur soweit wie möglich weg von diesem nicht erklärbaren Grauen, aber auch sie war kein Übermensch. Irgendwann war Rhonda am Ende ihrer Kräfte. Wo sie sich befand, wusste sie nicht. Sie lag irgendwo im Wald, den sie auf ihrer Flucht erreicht hatte, ohne es zu wollen. Sie wurde von hohen Pflanzen geschützt und nahm den Geruch feuchter Erde auf.

Sie schmeckte Blätter auf ihren Lippen. Im Kopf rauschte es, das Herz schlug viel zu schnell, und wenn sie einatmete, dann keuchte sie nur und hatte das Gefühl, von roten Kreisen weggetragen zu werden.

Rhonda wurde nicht bewusstlos. Sie blieb liegen, weil sie noch nicht aufstehen konnte. Hinzu kamen die blutenden Beine, von denen noch immer starke Schmerzen ausgingen. Sie hatte sie sich noch nicht angeschaut, stellte sich aber vor, dass sie nur noch aus rohem Fleisch bestanden, so jedenfalls fühlten sie sich an.

Die Kraft war weg. Der Motor war leer. Er musste erst wieder aufgeladen werden, und das würde dauern, das war Rhonda klar. Sie wollte hier liegen bleiben, und sie betete darum, dass die andere Seite sie nicht fand und wieder zurück in das verdammte Loch steckte.

Und wenn sie es dann geschafft hatte, sich zu erholen, dann war noch immer nicht sicher, ob sie bei den verletzten Beinen in der Lage war, auch zu gehen. Jeder Schritt würde sie vor Schmerzen schreien lassen, sodass die anderen sie auch hören mussten, wenn sie noch in der Nähe herumsuchten.

Das leise Wimmern konnte sie nicht vermeiden. Sie lag noch immer mit dem Kopf auf dem Boden und hatte ihn jetzt nur zur Seite gedreht. Trotz ihrer schlechten Lage hörte sie ein Geräusch, das zunächst nicht zu identifizieren war.

Da raschelte es. Da knackten hin und wieder Zweige, dann drangen auch leicht vibrierende Echos an das am Boden liegende Ohr. Rhondas Verwunderung dauerte nicht lange, denn all diese Geräusche zusammen konnten nur bedeuten, dass sich ihr jemand näherte.

Das machte ihr Angst.

Die anderen mussten erfahren haben, dass ihr die Flucht gelungen war, und jetzt suchten sie nach ihr. Sie wollten sie als verdammte Beute für ihr Untier haben, und wieder schoss die Angst in ihr hoch. Sie ließ sich zu einer Reaktion hinreißen,

auch wenn es ihr schwer fiel.

Rhonda drehte mühsam den Kopf und drückte sich zugleich mit beiden Händen ein Stück weit hoch. Dass die Beine wieder brannten wie im Feuer liegend, kümmerte sie in diesem Moment nicht.

Ein Mann schaute auf sie herab!

Rhonda wusste nicht, wer diese Person war. Im Dorf jedenfalls hatte sie den Blondhaarigen nicht gesehen, aber das hatte nichts zu bedeuten. Er hätte trotzdem zu ihren Peinigern zählen können.

Plötzlich knickten die Arme ein. Der Wehlaut drang über ihre Lippen, dann brach sie wieder zusammen ...

Ich hatte der Frau die erste Angst nehmen können, Aber nicht die Schmerzen. Sie lag auch nicht mehr auf dem Boden. Ich hatte sie zur Seite gezogen, und sie war auch damit einverstanden gewesen, sich hinzusetzen, um Halt an einem Baumstumpf zu finden, der wie ein dicker Knochen in die Höhe ragte.

Ich wusste noch nicht viel über sie. Ich kannte nur ihren Namen, und sie kannte meinen, aber sie hatte mir etwas von einem Schacht und einem Loch erzählt, und mir war klar, dass ich mich auf der richtigen Spur befand.

Rhondas Beine sahen schlimm aus. Vom Knie herab war der Stoff der Hose zerrissen worden, aber nicht ganz verschwunden. So hingen noch Fetzen nach unten, und die klebten in den blutigen Rinnen fest, die von irgendwelchen Nägeln oder Krallen hinterlassen worden waren. Die Wunden hätten gesäubert werden müssen, damit es nicht zu einer Blutvergiftung kam, aber das war hier unmöglich.

Rhonda White hockte apathisch auf dem weichen Waldboden und schaute mich nur an. Sie musste erst damit zurechtkommen, dass sie letztendlich gerettet worden war, aber sie schaffte

es nicht, mich einzustufen. In ihren Augen las ich noch immer das Misstrauen, und auch der Mund zeigte einen skeptischen Zug. Gesprochen hatte sie wenig. Wahrscheinlich kreisten die Erlebnisse noch zu stark durch ihren Kopf, und noch immer war ihr nicht bewusst, dass sie sich in einer vorläufigen Sicherheit befand.

Für mich aber war sie ein wichtige Zeugin. Sie konnte mir den Weg zu Jenny Orwell und Suko weisen, wenn sie wieder einigermaßen auf dem Damm war.

Natürlich hätte ich sie gern an die Hand genommen und wäre mit ihr den Weg abgelaufen, aber das war nicht möglich. Bei diesen Beinverletzungen hätte ich sie tragen müssen.

»Bitte, Rhonda, Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bin jetzt bei Ihnen, und ich gehöre nicht zu den Bewohnern des Dorfs. Im Gegenteil, ich bin ihnen auf der Spur.«

Sie sagte noch nichts und hob nur mit einer müden Bewegung die Arme an, um anschließend durch ihr blondes Haar zu streichen, das allerdings jetzt seine ursprüngliche Farbe verloren hatte und sehr schmutzig aussah. In ihm klebte der Dreck ebenso wie Blätter oder Grashalme.

»Warum nur?«

»Das wissen Sie besser als ich, Rhonda.«

Sie schaute mich mit einem Blick an, in dem Unglauben steckte. Zudem wirkte sie noch immer wie jemand, der nicht genau wusste, ob er mir trauen sollte oder nicht.

»Ja, auch wenn es für Sie schlimm ist, aber Sie sind meine einzige Spur in diesem Fall, in dem auch die Zeit für mich eine Rolle spielt. Ich muss meine Freunde finden, die man ebenso verschleppt hat wie Sie.«

»Aber ich habe sie nicht gesehen.«

»Das glaube ich Ihnen. Sie sind der verdammten Bande zum Glück entkommen, und das wünsche ich meinen Freunden ebenfalls.«

»Was soll ich Ihnen sagen?«

»Ich weiß, dass es Ihnen nicht leicht fällt, aber ich muss wissen, was Sie erlebt haben, Rhonda. Klar, die Erinnerung wird Sie aufwühlen, doch das kann ich Ihnen nicht ersparen. Sie werden mir sicherlich Recht geben, wenn Sie genauer darüber nachdenken.«

»Das kann sein.« Sie sprach schleppend, und in diesem Tonfall sprach sie auch weiter.

Ich erfuhr, wer sie war und warum sie durch die Einsamkeit des Landes gezogen war. Ich ließ sie reden, obwohl das für die eigentliche Suche nicht wichtig war, aber Rhonda brauchte eine gewisse Anlaufzeit, um zum eigentlichen Thema zu kommen.

Für sie wurde es Ernst. Die Erinnerung an das Geschehene ließ so manchen Schüttelfrost in ihrem Körper hochsteigen. Ich nahm ihre Hände, hielt sie fest und gab ihr so einen zumindest kleinen Halt, damit sie merkte, dass jemand bei ihr war.

Auch sie war von den Plummern überwältigt worden. Aber sie hatte noch von einem Jungen gesprochen, der bei ihnen lebte. Das war mir bei meinem Besuch nicht aufgefallen.

Wo genau dieses verdammte Loch lag, konnte sie auch nicht sagen, aber für sie war es die Hölle gewesen. Und trotzdem hatte sie den Überblick nicht völlig verloren. Es war ihr gelungen, in der Erde einen Gang zu finden und durch ihn zu entkommen.

Was sie auf dieser Flucht durchgemacht hatte, war auch jetzt für sie nur schwer zu verkraften, denn immer wieder stockte sie in den Erzählungen, weil sie durch die Schluchzattacken unterbrochen wurde. Ich reichte ihr ein Taschentuch. Sie putzte sich die Nase, wischte über ihre Augen und deutete danach auf die Beine, um mir auch den Rest zu erzählen.

»Und jetzt bin ich hier!«, flüsterte sie.

»Ja, das Glück stand diesmal auf Ihrer Seite, Rhonda.«

»Aber ich bin noch nicht aus der Krise. Schauen Sie sich meine Beine an, John.«

»Das lässt sich wieder richten.«

»Wann denn? Wo denn?«, rief sie.

»Ich weiß, dass es nicht einfach sein wird. Es ist auch kein Krankenhaus in der Nähe. Zumindest habe ich keines auf der Fahrt gesehen, aber wir kriegen es hin.«

Sie glaubte mir nicht, das sah ich ihr an. »Und was ist mit diesen verdammten Menschen, die keine sind, weil sie andere einem Monstrum zum Fraß vorwerfen?«

»Auch die werde ich mir holen.«

Für den Augenblick hatte Rhonda ihre Schmerzen vergessen. Sie sah mich ungläubig an. »Was, John«, flüsterte sie, »gibt Ihnen eigentlich diese Gewissheit, dass Sie es schaffen? Bitte, woher nehmen diese Chance, so etwas zu sagen?«

»Es ist die Erfahrung.«

»Ach.« Plötzlich konnte sie lachen, nur klang es aufgesetzt.

»Erfahrung mit Monstern?«

»Ja, auch.«

»Gibt es das denn?«

»Glauben Sie mir, Rhonda.« Ich wollte nicht mehr über mich erzählen, denn es war jetzt wichtiger, dass ich den Weg zu diesem verdammten Versteck fand. Sehr weit konnte es meiner Ansicht nach nicht entfernt sein, denn mit diesen Verletzungen hatte sich Rhonda bestimmt nicht auf eine längere Distanz bewegen können.

Als sie ihre Beine abtastete, und zwar dort, wo noch die Haut zu sehen war, stellte ich eine erste diesbezügliche Frage. »Können Sie sich daran erinnern, welchen Weg Sie genommen haben, Rhonda?«

»Nein. Es war zu dunkel unter der Erde.«

»Davon rede ich nicht. Ich denke eher an die Strecke vom Bachlauf bis hierher.«

Für eine Weile suchte sie meinen Blick, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, das ist nicht möglich. Es ist ja so, dass ich nicht normal gehen konnte. Ich bin gekrochen, und in dieser

Lage habe ich mich nicht umschauen können.«

»Das sehe ich ein. Mir würde es allerdings reichen, wenn Sie mir die Richtung nennen könnten.«

»Das ist so schwer«, antwortete sie nach einem tiefen Atemzug. »Das ist wirklich zu ...«

»Haben Sie den Bach gehört?«

»Bitte, wie?«

Ich präzisierte meine Frage. »Können Sie sich erinnern, Rhonda, aus welcher Richtung der Bach ...«

»Nein, das kann ich nicht. Ich weiß nicht mal, woher ich gekommen bin.« Sie ließ mich nicht ausreden. »Ich bin einfach nur gekrochen, verstehen Sie? Nur gekrochen, ich hatte Angst, und die war wie eine Peitsche, aber irgendwann ist auch das vorbei gewesen. Da konnte ich nicht mehr. Da bin ich zusammengebrochen. So haben Sie mich gefunden. Es ist vorbei mit mir. Ich weiß es ...«

»Nein!«, widersprach ich heftig. »Es ist nicht vorbei. Da brauchen Sie keine Angst zu haben. Es ist alles in Ordnung. Sehen Sie es positiv. Wir schaffen es.«

»Wir, sagen Sie?« Rhonda hob den Kopf. »Was sollten wir denn gemeinsam schaffen? Da läuft nichts, gar nichts. Ich weiß das. Ich kenne mich selbst. Ich bin am Ende, das habe ich eingesehen, und das sollten auch Sie einsehen, John.«

»Gibt jemand so leicht auf, der dem Tod von der Schaufel gesprungen ist?«

Ich wollte sie nicht aufheitern, ich wollte nur den Willen, es noch mal zu versuchen, in ihr anstacheln. Sie sollte ihren Lebensmut zurückfinden, sie sollte wieder Ja zur Zukunft sagen, trotz der Verletzungen, aber sie hatte mich nicht gehört oder wollte mich nicht gehört haben, denn ihr Blick war an mir vorbeigestreift, und die Augen in ihrem verschmierten Gesicht hatten sich verändert. Sie waren plötzlich sehr groß geworden. Allerdings nicht vor Staunen. In ihnen lag ein anderer Ausdruck, den ich nicht deuten konnte. Zunächst jedenfalls nicht.

Überraschung gehörte dazu und auch Furcht.

»Was ist los?«

»Da ist jemand!«, hauchte sie.

Ich glaubte ihr aufs Wort. Aber ich beging nicht den Fehler, mich hastig umzudrehen, sondern behielt meine Haltung bei und vor allen Dingen die Ruhe.

»Wer?«

»Der Junge ...«

»Gut.« Ich ließ mir die Überraschung nicht anmerken.

»Ich habe ihn in der Wohnung der Plummers gesehen. Er muss ein Plummer sein.«

»Sonst noch was?«

»Er tut nichts, wenn Sie das meinen. Er steht aber so, dass er uns beobachten kann. Halb in Deckung. Da sind auch Bäume, die ihn schützen. Und Sträucher. Er schaut über sie hinweg, aber sonst tut er nichts.«

»Okay, das werden Sie ebenfalls nicht, Rhonda. Sie werden auch von mir keine hektische Reaktion erleben. Wir werden es in aller Ruhe durchziehen. Der Junge soll nicht merken, dass wir Bescheid wissen. Wie alt schätzen Sie ihn?«

»Dreizehn, vierzehn ...«

»Nicht unbedingt ein Kind.«

»Richtig.« Sie klammerte sich fest. »Was wollen Sie denn jetzt tun, John?«

Ich hatte mir bereits einen Plan durch den Kopf gehen lassen. Dazu benötigte ich allerdings Rhondas Unterstützung. »Sie müssen mitspielen, Rhonda, und Sie dürfen dabei keine Angst haben, auch wenn ich Sie jetzt verlasse, damit der Junge freie Bahn hat. Ich nehme an, dass er zu Ihnen will. Haben Sie das Gefühl, dass er weiß, bereits von Ihnen entdeckt worden zu sein?«

»Kann ich nicht sagen. Glaube ich aber nicht...«

»Dann spielen Sie bitte mit. Ich hoffe nur, dass ich ihn täuschen kann.«

»Bleibt mir denn etwas anderes übrig?«

»Ich denke nicht.«

Nach dieser Antwort erhob ich mich. Natürlich musste ich schauspielern und hoffte auch, dass mir dies einigermaßen gut gelang. Recht laut sagte ich zu der sitzenden Rhonda White: »Ich werde jetzt losgehen und versuchen, Hilfe zu holen. Man wird sich um Ihre Beine kümmern. Ich denke auch, dass Sie hier in Sicherheit sind.«

»Meinen Sie?«

»Bestimmt.«

»Aber kommen Sie schnell wieder.«

»Sobald wie möglich, Rhonda, das verspreche ich.«

Sie sagte nichts mehr, doch ihr Blick war Antwort genug. In den Augen flackerte die Furcht, und sie hielt die Lippen zusammengepresst. Ich beugte mich noch einmal nach unten und strich über ihre linke Wange.

»Er ist weg!«, flüsterte sie.

»Um so besser. Trotzdem werde ich gehen...«

Rhonda sagte nichts mehr. Ich drehte mich um, ging aber nicht in die Richtung, wo der Junge gestanden und uns beobachtet hatte. Ich nahm die entgegengesetzte und drückte mir beide Daumen, dass mein Plan aufging ...

Die beiden Körper lagen auf der alten Karre wie auf einem Leichenwagen. Sie war ein Stück in den Wald gezogen worden. Plummer und sein Freund Stanley hatten dafür gesorgt.

Stanley gehörte zu der Sorte Mensch, die von der Natur nicht eben begünstigt war. Das bezog sich nicht auf sein Aussehen, sondern auf seine geistigen Fähigkeiten. Er war ein Mensch, der alles tat, nur nicht aus eigenem Antrieb. Man musste ihm sagen, was er machen sollte, und das tat er dann auch, ohne

großartig darüber nachzudenken.

So hatte er die Frau und den Chinesen mit Fesseln versorgt, die deren Hände und Füße zusammenhielten.

Aus eigener Kraft konnten sie sich nicht mehr bewegen. Sie mussten entweder gefahren oder getragen werden, und deshalb war die Karre, die in den Wald hineingezogen werden konnte, ein vorerst gutes Transportmittel. Es gab da einen schmalen Pfad, der parallel zu einem Bachlauf führte, von diesem aber durch einen Gebüschgürtel als Sichtschutz geschützt war.

Das Loch oder der Schachteingang lag im Wald versteckt. Dort war es auch so eng, dass die Männer nicht mit der Karre durchkamen, also mussten sie die Gefesselten den Rest der Strecke tragen.

Plummer hatte sich für die leichtere Person, die Frau, entschieden. Stanley sollte sich den Chinesen über die Schulter wuchten, denn kräftig genug war er ja. Er hätte in jedem Studio für Bodybuilding eine Chance gehabt, doch er lebte in der Einsamkeit und wusste vielleicht nicht, dass es diese Muskelbuden überhaupt gab.

Ob der Chinese noch bewusstlos war, ließ sich nicht so leicht feststellen. Zwar hielt er die Augen nicht offen, doch hin und wieder drang ein leises Stöhnen aus seinem Mund, und so warteten die beiden Männer nur darauf, dass er die Augen aufschlug.

Stanley wuchtete sich den schweren Körper über die Schulter. Er schwitzte, aber er tat wie ihm geheißen und ging als Erster los.

Mason Plummer trug die Frau. Sie war das neue Opfer. Es musste sein. Pech für die Fremden. Aber besser die Wanderer als die Bewohner aus dem Ort. Nur so ließ sich unter dem verdamnten Druck leben. Das würde auch weitergehen, denn SIE war gefräßig.

Die Männer stampften mit ihrer Beute durch den Wald, der in dieser Umgebung dicht war. Nicht nur, dass es kaum Lücken

zwischen den Bäumen gab, auch das Unterholz wucherte sehr hoch. Es war zudem recht feucht, da hatten die wilden Pflanzen stets eine gute Nahrung bekommen.

Es war ihr Weg!

So hatten sie sich schon vor geraumer Zeit einen Pfad schlagen können, der sie nicht so sehr behinderte. Es war demnach recht einfach, an das Versteck zu gelangen, auch wenn auf ihren Armen die beiden Menschen lagen.

Mit schweren Schritten wühlten sie sich weiter. Manchmal fluchten sie auch, aber normalerweise waren nur ihre Atemzüge zu hören.

Mason Plummer schaute auf das Gesicht der Frau, die auf seinen Armen lag, als wäre er Dracula, der eine Braut in sein Gemach des Grauens trug.

Er schaute in die offenen Augen, er sah die Angst darin, aber Jenny Orwell war nicht in der Lage, sich zu wehren. Sie hätte sich trotz ihrer Fesseln herumwerfen können, um einen Widerstand aufzubauen, auch das war ihr nicht möglich. Jenny fühlte sich so ähnlich wie schon mal, als man sie in den verdammten Sarg gesteckt hatte. Wieder hatte sie keine Chance bekommen, wieder lag ihr Leben in den Händen anderer. Und ihr Helfer, auf den sie die Hoffnungen gesetzt hatte, war auch ausgeschaltet worden.

Dann hatten sie das Loch erreicht.

Stanley legte seine schwere Last ab. Er war froh darüber und stöhnte auf. Er drehte sich um und schaute zu, wie Plummer die Frau von den Armen rutschen ließ. Er legte Jenny auf den Bauch, und das so dicht vor dem Loch, dass sie über den Rand hinweg in die Tiefe schauen konnte. Sie sah nicht viel, eigentlich war es nur die dichte Dunkelheit, aber was sie zu Gesicht bekam, das zeigte sich auch in ihrer Reaktion, denn sie öffnete den Mund weit, aber der Schrei blieb in ihrer Kehle stecken und drang nicht durch.

Sie sah etwas Schwarzes, das sich auf dem Boden bewegte.

War da auch ein Gesicht zu sehen, das sich innerhalb der Schwärze bewegte und als helleres Etwas über die Oberfläche glitt?

Es war nicht genau zu erkennen, aber das, was von unten her zu ihr hochdrang, sorgte dafür, dass die Angst ihre Reaktionen bestimmte und sie ihre Hilflosigkeit noch deutlicher spürte als zuvor.

Sie zitterte. Kälte und Hitze erwischten sie und wechselten sich ab.

Die beiden Männer achteten nicht auf sie. Suko war für sie wichtiger. Er lag auf dem Rücken, und keiner der beiden hatte bemerkt, dass er nicht mehr von den schwarzen Schwingen der Bewusstlosigkeit gefangen war. Er hatte sie abgestreift, aber er hatte es sich nicht anmerken lassen und spielte weiterhin mit.

Hand- und Fußgelenke waren mit Stricken gefesselt. Zwar sehr fest, aber immerhin besser als mit Drähten, die er allein nie hätte lösen können. Er hatte gegen das Schmerzgefühl in seinem Kopf angekämpft, aber das Bohren, Hämmern und Stechen war noch immer vorhanden, wenn auch nicht mehr ganz so schlimm.

Jedenfalls hinderte es Suko nicht daran, klare Gedanken zu fassen, die sich um sein momentanes Schicksal drehten. Es und die Gedanken sahen nicht eben gut aus.

Er hatte das Loch schon kurz gesehen. Auch die Umgebung war ihm vertraut. Ein dichtes Stück Wald mit einem Versteck, das so leicht nicht gefunden werden konnte. Zumindest nicht in einer begrenzten Zeit, die seinem Freund John Sinclair zur Verfügung stand, denn auf ihn hatte Suko seine Hoffnungen gesetzt.

Man hatte ihn auf den Rücken gelegt. Er hütete sich davor, die Augen ganz zu öffnen, sondern lugte nur durch einen Spalt in die Umgebung, durch die sich jemand bewegte.

Es war Plummer.

Er ging um Suko herum. Er sprach mit sich selbst, meinte

dabei aber einen Anderen. Es musste das Untier sein, das auf dem Schachtboden lauerte, den Suko und Jenny Orwell ebenfalls bald kennen lernen würden.

Es gab noch einen zweiten Mann. Suko kannte ihn nicht. Er hatte auch nicht gesprochen, denn er war nichts anderes als eine Marionette in den Händen des Mason Plummer.

Plummer hatte sich schon den Richtigen ausgesucht. Es war ein Mensch, der keine Fragen stellte, von der Natur aber mit Muskeln und großer Kraft als Ausgleich für sein zu kurz gekommenes Gehirn versehen war. Jemand wie Stanley dachte über seine Taten gar nicht nach. Er tat nur das, was man ihm auftrug. Wahrscheinlich spielten bei ihm nicht mal Gefühle eine Rolle.

»Heb sie an, Stan!«

»Und?«

»Vorsichtig. Lass sie vorsichtig runter. Ich will nicht, dass sie bewusstlos wird.«

»Kann ich den Korb nehmen?«

»Meinetwegen.«

Sekunden später wurde Jenny Orwell angehoben und in einen Korb gedrückt. Er war eng, sie konnte sich kaum setzen und musste in der Hocke bleiben.

Am Rand des Korbes waren zwei Griffe angebracht, durch die ein Seil gezogen war. Ein sehr langer Strick, damit der Korb in die Tiefe gelassen werden konnte.

»Wenn du dich zu sehr bewegst, fällst du runter!«, sagte Stanley und hob den Korb an.

Er bestand aus harten Weiden, die zusammengeflochten waren. Jenny hörte das typische Knirschen und Quietschen, das entsteht, wenn die Weiden Druck bekamen. Da der Korb schwankte, duckte und setzte sie sich noch tiefer, um nun nicht über den Rand hinweg und dann in die Tiefe zu kippen.

Stan hielt das Seil mit beiden Händen fest. Es waren schon Pranken, auf die der Vergleich mit den Kohleschaufeln zutraf.

Der Mann hatte sich breitbeinig vor dem Loch aufgestellt. Über die Hand hinweg ließ er das Seil und den Korb nach unten. Er schaute zu, wie er schwankte und es beinahe so aussah, als würde die menschliche Last über den Rand kippen, aber Jenny behielt ihr Gleichgewicht.

Vor kurzem noch hatte sie nach unten geschaut, jetzt blickte sie in die Höhe. Sie sah das Loch wie einen kreisrunden Mond, der sich allerdings immer weiter von ihr entfernte. Auch der Geruch veränderte sich.

Die Luft roch nicht mehr nach einem Wald, nicht nach Pflanzen und Bäumen, sie stank jetzt nach fauligem Wasser oder vermodertem Blattwerk und altem Fleisch.

Dann setzte der Korb auf.

»Kipp ihn!«, rief Stanley von oben herab.

Jenny warf sich nach rechts zur Seite, fiel auf den Boden und konnte sich trotz der gefesselten Beine freitreten. So rollte sie sich herum, bis sie auf dem Rücken liegen blieb.

Über ihr schwebte der Korb wieder in die Höhe. Stanley war mit seiner Arbeit zufrieden, als er das Transportgerät wieder über den Rand zog. Auf seinem Gesicht, das gut geschnitten war und mit dem er auch beim Film hätte Karriere machen können, zeigte sich ein knappes Lächeln. »War doch gut bisher - oder?«

»Ja!«, stimmte sein Chef zu. »Jetzt aber kümmere dich um den Chinesen.«

»Soll er auch im Korb ...?«

»Er soll.«

»Schade. Ich hätte ihn gern in die Tiefe geworfen. Ich mag ihn nämlich nicht.«

»Spielt keine Rolle. Hier geht es um andere Dinge. Da ist es egal, ob du ihn magst oder nicht.«

»War nur eine Frage.«

»Mach weiter.«

Auch Suko wurde angehoben und in den Korb gedrückt. Er

hütete sich davor zu zeigen, wie es tatsächlich mit ihm bestellt war. Er spielte noch immer den Weggetretenen, aus dessen Mund hin und wieder ein Stöhnen drang, das er selbst nicht kontrollieren konnte.

Er hatte Mühe, sich auch so zu verhalten, als man ihn in den Korb hineindrückte. Aufgrund der Fesseln konnte er sich nirgendwo festhalten.

Dann spürte er den Ruck, als er in die Tiefe glitt. Der Korb pendelte nicht nur in der Luft, er schwang auch von einer Seite zur anderen und wäre beinahe gegen die Innenwände gestoßen, wo er seine Last dann ausgekippt hätte.

Aber es ging gut.

Von einer Seite zur anderen schwingend bewegte sich der Korb mit seiner menschlichen Last dem Boden des Schachts entgegen. Stanley bewies, welche Kraft in ihm steckte. Er hielt das Seil fest, und die Haut an den Innenflächen der Hände schien aus Leder zu bestehen.

Auch Suko setzte auf. Sehr hart und dicht neben Jenny, die den Befehl erhielt, den Korb mit ihren Beinen umzustößen.

Das tat sie auch. Schon beim ersten Versuch klappte es. Zur linken Seite hin fiel der Korb um, und Suko rutschte aus ihm hervor. Keinem war aufgefallen, dass er sich dabei durch zwei ruckartige Körperbewegungen selbst unterstützt hatte.

Für einen Moment tanzte das Transportgefäß auf dem Boden, als es aufgerichtet wurde, dann zog Stanley den Korb wieder hoch, verfolgt von Jennys Blicken, die mit dem Korb so etwas wie ihre letzte Hoffnung schwinden sah. Sie konnte nicht anders. Die Tränen drückten einfach zu stark, und sie musste weinen.

Das hörte Suko. Er hatte sich noch nicht bewegt, aber er war wieder da, und damit überraschte er auch Jenny.

»Ruhig, Mädchen, ruhig, noch leben wir.«

»Du bist nicht mehr bewusstlos?«

»Nein, schon seit einiger Zeit nicht.«

»Und jetzt!«

Er lachte leise. »Sag mir, wenn die Typen da oben verschwunden sind. Und dann werden wir mal schauen, was wir tun können.«

»Aber wir sind gefesselt!«, flüsterte Jenny.

»Das ist tatsächlich ein Problem«, gab Suko zu...

Rhonda White wusste nicht, ob es von John Sinclair eine gute Idee gewesen war, sie allein zu lassen, aber es war nun mal passiert, und es gab für sie keinen anderen Ausweg.

Sie selbst wäre gern geflüchtet, doch das war mit ihren verletzten Beinen nicht möglich. So musste sie einfach auf dem weichen Boden sitzen bleiben und darauf hoffen, dass sich der Plan auch so erfüllte wie gedacht.

Sie hatte den Kopf leicht gedreht und schaute dorthin, wo sich der Junge gezeigt hatte. Allerdings tat sie dies nicht so auffällig, er sollte nicht merken, dass er schon zuvor entdeckt worden war. Da hielt sie sich schon an John Sinclairs Anweisungen.

Sinclair war auch nicht mehr zu sehen. Er hatte ein gutes Versteck gefunden, und der Junge musste einfach glauben, dass er gegangen war, um Hilfe zu holen. Da brauchte er nur einen Blick auf die Beine der Frau zu werfen, die nach wie vor ein dunkelrotes Muster aus blutigen Streifen zeigten.

Etwas bewegte sich zwischen den beiden Bäumen, wo der Junge zuerst erschienen war.

Zwei Arme, ein Kopf und zwei Schulterseiten tauchten aus dem Grün auf. Dann der Junge.

Er war noch recht weit entfernt, aber Rhonda glaubte, ein Grinsen auf seinem Gesicht zu sehen. Wahrscheinlich hatte er das bekommen, was er wollte.

Trotzdem blieb er vorsichtig. Wie ein scheues Reh, das Furcht vor einem Menschen hat, schaute er sich um. Er witterte

regelrecht und suchte nach der Gefahr, aber sie war nicht zu erkennen.

Mit einem langen Schritt verließ er seine Deckung, trat auf das dichte Gras der Lichtung und lief mit lockeren Bewegungen auf die erschöpfte und verletzte Frau zu.

»He, kennst du mich noch?«, fragte er locker, als er vor Rhonda stehen blieb.

»Wie könnte ich dich vergessen.«

Der Junge kicherte.

»Wie heißt du eigentlich?« Rhonda fragte es, um ein Gespräch in Gang zu halten. Sie wollte ihn solange wie möglich in ihrer Nähe behalten.

»Ich bin Dennis Plummer.«

»Dann ist Heather Plummer deine Mutter?«

»Nein, meine Tante.«

»Und Mason ist dein Vater?«

»Klar.«

»Was ist mit deiner Mutter?«

Dennis legte den Kopf etwas schief und grinste. »Das weiß niemand so genau«, sagte er, »jedenfalls habe ich sie nicht kennen gelernt und bin immer bei meinem Vater und bei meiner Tante aufgewachsen, was auch nicht schlimm ist, glaube ich.«

»Ist deine Mutter tot?«

»Keine Ahnung, aber das juckt mich auch nicht. Ich bin eingeweiht.«

»Worin?«

»Das wirst du noch sehen. Glaub nur nicht, dass du uns entwischen kannst. Du kommst noch in das Loch. Erst sind die anderen an der Reihe. Danach holen sie dich.«

»Andere?«

»Klar. So ein Chinese und eine Wanderin, wie du. Sie hätte sich einen anderen Weg aussuchen sollen.«

»Was geschieht mit ihnen?«

Dennis zuckte mit den Schultern. »Was genau passiert, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass keiner jemals zurückgekommen ist. Das Loch schluckt sie alle, weißt du?«

»Ja, ich weiß. Ich habe es von dir gehört. Aber weißt du auch, was du da redest?«

»Wieso?«

»Es ist schlimm!«, flüsterte Rhonda. »Du bist nicht mal erwachsen, fast noch ein Kind.«

»Nein!«, schrie er, »das bin ich nicht. Ich bin kein Kind. Begreif das endlich. Kein Kind mehr. Wir Plummers sind mehr als das, verstehst du? Wir müssen es tun ...«

»Es ist Mord!«, flüsterte Rhonda.

»Notwehr!«

»Glaubst du das?«

»Ja, verdammt, das glaube ich. Es ist Notwehr. Nur so geht es, verstehst du das?«

»Nein, Dennis, das verstehe ich nicht. Es tut mir Leid. Soweit reicht meine Fantasie nicht. Ich weiß nur, dass etwas Schreckliches in dem verdamnten Versteck haust. Ich bin ihm nur im allerletzten Augenblick entkommen und habe es auch nicht richtig sehen können, aber es muss grauenhaft sein. Ich habe nie an Kannibalen geglaubt, aber jetzt weiß ich, dass es sie gibt. Himmel, Dennis, du bist noch so jung. Tu dir den Gefallen und verlasse diese Gegend. Lauf einfach fort. Such dir eine Chance. Vielleicht kann ich dir dabei helfen, denn ich habe gute Beziehungen. Wirf dein Leben nicht so weg.«

»Du willst mir helfen?«

»Ja, ich verspreche ...«

»Tote können nichts mehr versprechen. Du wirst nicht mehr lange atmen. Ich passe nur auf, dass du nicht verschwindest. In einer halben Stunde bist du wieder im Loch.« Er lachte plötzlich, und dieses Lachen machte ihn wieder zum Kind.

Genau das begriff Rhonda White nicht. Es wollte ihr einfach nicht in den Kopf, dass ein so junger Mensch schon so verdor-

ben sein konnte. Aber sie gab ihm nicht die Schuld, sondern den Erwachsenen, bei denen er aufgewachsen war. Sie hatten ihn erzogen, ihn aufwachsen sehen und ihn entsprechend geimpft.

Rhonda schüttelte den Kopf.

»Was ist?«

»Ich habe Mitleid mit dir, Dennis. Ja, echtes Mitleid. Du bist nicht so, man hat dich so gemacht. Wahrscheinlich will man einen Erben haben, aber das ist wohl der falsche Weg.«

»Ich mag dieses Leben aber!«, schrie er Rhonda an. »Verdammt noch mal, tu nicht so wie eine Lehrerin!«

»Kennst du die überhaupt?«

»Nein.«

»Aber du kannst Lesen und Schreiben?«

»Ja, das haben mir meine Tante und mein Vater beigebracht. Ich brauchte nicht in die Schule zu gehen.«

»Wärst du mal«, sagte Rhonda. Sie änderte ihre Blickrichtung und versuchte, an dem Jungen vorbeizuschauen, ohne dass es ihm auffiel, denn sie dachte an Sinclairs Plan.

Dennis verzog das Gesicht. »Keiner wird dich retten!«, spie er Rhonda förmlich an. »Keiner. Auch der Typ nicht, der losgegangen ist, um Hilfe zu holen.« Er lachte. »Hilfe will er holen! Wo denn, verdammt? Wo soll ein Arzt herkommen?«

»Er wird es schaffen, Dennis.«

»Nein, nie!«

»Doch!«

Rhonda blieb hart, und das hatte seinen Grund, denn jetzt sah sie, dass John Sinclair tatsächlich nicht verschwunden war und sich aus seiner Deckung gelöst hatte. Mit zügigen, aber nicht zu überhastet gesetzten Schritten kam er näher. Den Blick hielt er dabei auf den Rücken des Jungen gerichtet, der ihn noch nicht gehört hatte und sich darüber aufregte, dass Rhonda bei ihrer Meinung blieb.

»Keiner schafft es, wenn wir nicht wollen. Keiner. Hier haben

wir das Sagen!«

»Aber nicht mehr lange!«

Plötzlich erstarrte der Junge, nachdem er meine Bemerkung gehört hatte. So wie er musste jemand fühlen, für den eine Welt zusammenbricht. Er konnte nichts mehr sagen, zumindest kein verständliches Wort. Dafür verließ ein Krächzen oder Stöhnen seinen Mund, und auch jetzt drehte er sich nicht um. Ich tippte ihm auf die Schulter. »Die Zeit der Plummers ist abgelaufen, Dennis. Sieh das ein!«

Plötzlich zitterte er. Dann schrie er auf und fuhr auf der Stelle herum. Ich sah plötzlich einen Menschen vor mir, der nur noch aus Hass bestand. Er strahlte mir aus den Augen entgegen, die weit aufgerissen waren, und aus seinem Mund strömte mir das Keuchen entgegen.

Er drehte durch. Vielleicht hatte er erkannt, dass er so nicht weiterkam, jedenfalls wollte er mich aus dem Weg räumen. Für sein Alter war er recht groß und auch entsprechend kräftig. Der heimtückische Schlag in den Unterleib hätte mich schon in Schwierigkeiten gebracht, aber ich war schneller als seine Faust und wich mit einer Drehbewegung aus.

Noch immer schreiend stolperte er nach vorn, fiel über mein ausgestrecktes Bein und landete im Gras. Nur aufgeben wollte er nicht. Er sprang auf.

Ich traf besser.

Vielleicht hatte er noch nie in seinem Leben eine Ohrfeige bekommen, jetzt bekam er sie. Und zwar so voll, dass er ihr nicht mehr ausweichen konnte. Nicht nur der Kopf flog zur Seite, Dennis selbst fiel von der Wucht ebenfalls zu Boden und blieb im Gras liegen. Er kam mir vor wie jemand, der einen Schlag mit dem Elektroschocker bekommen hatte.

»Reicht das?«, fragte ich.

Dennis gab mir keine Antwort. Er jammerte vor sich hin. Die getroffene Wange sah ich nicht, denn darauf lag er, aber er drehte sich nach einer Weile um und setzte sich hin.

»Ich glaube, das hat ihm gefehlt, John.«

»Denke ich auch.«

Dennis saß im Gras und rieb seine Wange. Noch bevor die Hand sie verdeckte, hatte ich einen Blick auf sie werfen können und gesehen, dass sie glühte.

»Das ist es wohl gewesen, Dennis«, sagte ich. »Ab jetzt sollten *wir* mehr zusammenarbeiten, denke ich. Das ist auch für dich besser. Die Zukunft der Plummers sieht nicht gut aus.«

»Scheiße, du hast mich geschlagen.«

»Ja, und es war nötig. Außerdem möchte ich mich nicht mehr mit sinnlosen Dingen aufhalten. Ich will, dass du mich zu dem zweiten Ausgang führst, den es gibt. Ist das klar?«

Er schwieg.

»Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Dann steh auf, damit wir losgehen können. Und versuch unterwegs keine Dummheiten, denn ich bin immer besser als du.«

In einer derartigen Lage hatte sich Dennis wohl noch nicht befunden. Er war sicherlich verhätschelt und auf seine Aufgabe vorbereitet worden, natürlich immer mit der Prämisse, als Sieger auf dem Podest zu stehen. Das sah jetzt anders aus. Dennis hatte verloren. Er befand sich in der zweiten Reihe, und es gab auch niemanden, der ihm hätte helfen können, so sehr er sich auch umblickte und dies nicht einmal heimlich tat. Er war noch nicht auf die Beine gekommen und hockte im Gras wie ein Waldtier, das sich zur Ruhe gelegt hat.

Rhonda White sprach mich an. »Ist das wirklich der richtige Weg?«

Ich zerrte Dennis hoch, denn ich wollte nicht so lange warten.

»Du kennst den zweiten Ausgang?«

Er spürte den harten Griff meiner Hand auf seiner Schulter. Der tückische Ausdruck war aus seinen Augen verschwunden. Er nickte wie ein kleiner eingeschüchterter Junge.

Ich lächelte Rhonda knapp zu. »Sie haben es gesehen, Dennis weiß Bescheid. Ich werde mit ihm losziehen, und Sie bleiben so lange hier, Rhonda. Bitte, nicht weglaufen. Nichts versuchen ...«

»Bei meinen Beinen ...«

»Ich weiß, Rhonda. Aber auch wenn es länger dauert, ich schaffe es.«

Sie zeigte mir ein schiefes Lächeln. »Ihr Selbstvertrauen möchte ich auch mal haben, John.« Sie hob die Schultern. »Das heißt, ich hatte es. Aber das ist leider vorbei.«

»Keine Sorge, Rhonda, es wird wieder zurückkehren. Da bin ich völlig sicher.«

»Viel Glück!«

Das konnte ich brauchen. Gern ließ ich die Frau nicht allein zurück, aber es gab für mich keine Alternative. Ich musste den zweiten Eingang finden und von dort aus versuchen, den verdammten Ghoul oder was immer sich dort versteckte, zu stoppen.

Obwohl Dennis sein Verhalten geändert hatte, traute ich ihm nicht über den Weg und hielt ihn fest. Der Druck meiner Hand um sein Gelenk war stark, ähnlich wie bei einem Vater, der seinen Sprössling zu einer Person führt, bei der er sich wegen eines besonders bösen Streichs entschuldigen soll.

Trotzdem ließ ich mich von Dennis führen, denn nur er kannte den kürzesten Weg zum Ziel. Ich konzentrierte mich nicht nur auf ihn, sondern auch auf die Umgebung, da ich damit rechnen musste, dass Plummer noch weitere Dorfbewohner mobil gemacht hatte, um die Umgebung abzusichern. Als ich Dennis danach fragte, hob er nur die Schultern und behauptete, nichts davon zu wissen.

»Dann ist ja alles klar.«

Der Weg durch den Wald war recht schwierig. Auch hier gab es keine Wege oder Pfade. Kein Tier hatte eine Bahn erzeugt, wir mussten uns manchmal durch das Unterholz schlagen und auch immer wieder die Köpfe einziehen, weil tief hängende Zweige und Äste unseren Weg behinderten. Auch um gefallene oder halb gestürzte Bäume mussten wir uns herumdrehen, und der Junge blieb brav an meiner Seite. Er zeigte auch keinerlei Anstalten, sich aus meinem Griff zu befreien. Fast willig ging er neben mir her, zog mich weiter, sogar recht schnell, und schien irgendwo froh zu sein, das Schicksal zu erleichtern. Als noch nicht Erwachsener musste er unter einem wahnsinnigen Druck leiden, aber den konnte ich ihm nicht abnehmen. Wenn alles vorbei war und er überlebt hatte, ebenso wie ich, was ich auch hoffte, dann würde er dieses gottverlassene Kaff verlassen müssen, um irgendwo anders die Folgen seiner Kindheit zu überwinden.

Sehr lange dauerte es nicht, bis sich der Wald lichtete und ich endlich einen etwas freieren Blick bekam. Es wurde heller, denn das Unterholz zeigte Lücken, und ich war jetzt vorsichtiger. Es konnte sein, dass der zweite Ausgang bewacht wurde. Deshalb zog ich Dennis zurück und fragte ihn danach.

»Normalerweise nicht.«

»Das weißt du genau?«

»Sonst wäre die Frau ja nicht entkommen.«

Da hatte er auch wieder Recht!

Noch einmal mussten wir uns durch ein Hindernis bahnen, aber dieser Gürtel aus Pflanzen war weich, und darin sah ich den schmalen Bach mit dem dunklen Wasser und einen kleinen Hügel.

Mit der freien Hand deutete Dennis auf diese Erhebung. »Das ist es«, sagte er.

Der Einstieg war nicht zu sehen, weil er von einem natürlichen Bewuchs verdeckt wurde. Ich schaute genauer hin. Es waren einige Gräser geknickt, und auch der Himbeerstrauch

sah nicht mehr so aus, wie er gewachsen war.

»Ich gehe nicht mit!«, flüsterte Dennis.

Als ich ihn anschaute, da flackerte das Gefühl der Angst in seinen Augen. Eigentlich war er ein netter Junge mit seinem dunkelbraunen halblang geschnittenen Haar und den etwas weichen Gesichtszügen. Leider war er in die falschen Hände geraten, aber das ließ sich hoffentlich wieder richten.

»Du brauchst auch nicht mit, Dennis«, hörte er von mir die gute Nachricht. Wenig später erreichte ihn die nicht so gute. »Aber ich muss auf Nummer sicher gehen und werde dir an den Füßen Handschellen anlegen müssen. Keine Sorge, bei meiner Rückkehr werde ich dich befreien.«

»Was?« Es sollte ein Schrei werden, wurde aber nur ein gezischtes Flüstern.

»Ja. Ich traue dir nicht. Du gehörst zu Ihnen, zur anderen Seite. Es wird dir nicht weh tun, wenn deine Füße gefesselt sind, das kannst du mir glauben, Junge.«

»Aber was ist, wenn du nicht mehr zurückkommst?«

»Dann hast du sicherlich Pech gehabt, aber du wirst schon nicht sterben. Das hier ist keine Wüste!«

Er wollte wegrennen, doch ich war schneller und nahm ihn in den Polizeigriff. Er fluchte, wehrte sich jedoch nicht, sodass ich die Handschellen hervorholen konnte.

Dennis wusste, dass er keine Chance hatte und strampelte auch nicht, als ich ihm die Fessel anlegte. Er blieb sitzen, schaute mich an, und ich sah plötzlich das Wasser in seinen Augen. Es war gut, dass er weinte, so zeigte er, dass er doch kein gefühlloser Mensch war und man ihn nur in die falsche Richtung geführt hatte.

»Manchmal ist es besser, wenn man die Füße umklammert hat als die Hände. Ich hoffe zudem, dass auch dein Vater keinen Unsinn macht, Dennis. Ich möchte keine Toten oder Verletzte. Es ist schon zu viel passiert, zu viel Schreckliches.«

Er gab mir keine Antwort. Das hatte ich auch nicht erwartet.

Für mich war wichtig, dass ich die Kreatur fand, die sich irgendwo unter der Erde versteckt hielt.

Dass es ein Risiko war, durch irgendwelche unter dem Erdboden liegende Stollen zu kriechen, wusste ich. Ich nahm einen derartigen Weg auch nicht zum ersten Mal. Oft genug schon hatte ich mich in solchen Gängen und Stollen bewegen müssen, auch in alten Friedhöfen, auf der Suche nach irgendwelchen Ghouls und ähnlichen Monstern.

Auch jetzt blieb mir keine andere Wahl, wenn ich als Überraschungsgast kommen wollte, und so tauchte ich in diese unterirdische Welt ein ...

»Suko?«

Der Inspektor hörte die leise Stimme seiner Leidensgenossin zwar, aber leicht gedämpft, als läge ein Filter zwischen ihrem Mund und seinen Ohren. »Ich lebe noch«, antwortete er.

»Sehr gut.« Jenny Orwell lachte. »Fragt sich nur, wie lange noch. Verdammt.« Ihre Stimme klang bitter. »Zuerst steckt man mich in einen Sarg, und jetzt bin ich in dieser Höhle gelandet. Das ist einfach grauenhaft.«

»Keine Panik, Jenny.«

»Sie werden lachen, die habe ich auch nicht. Ich liege hier, ich schaue in die Höhe, sehe den kreisrunden Ausgang wie einen schwachen Mond und habe das Gefühl, in ein Loch im Weltall zu schauen, weil dieses verdammte Ding auch so weit entfernt ist.«

Das stimmte. Suko lag ebenfalls auf dem Rücken, aber doch halb zur Seite gedreht. So konnte er das Loch nicht direkt sehen. Was aber auch nichts daran änderte, dass es für sie zu weit entfernt war. Auch ohne Fesseln hätten sie es ohne Hilfsmittel nicht erreichen können. Es lag bestimmt drei Meter über ihnen, und die verdammten Schachtwände waren einfach

nur glatt. Es gab dort nichts, an dem sie sich hätten festhalten können, keine starken Pflanzen, keine Einbuchtungen, die man als Stufen hätte benutzen können, einfach gar nichts. Nur diese glatten, lehmigen Wände, und das ärgerte ihn.

Sie hörten nichts, lagen in der tiefen Stille. Die Gesichter der Männer waren längst verschwunden. Als letzte Erinnerung war ihnen noch das dreckige Grinsen geblieben, das zudem wissend ausgesehen hatte. Beide wussten den Grund, denn Plummer und Stanley trauten ihnen die Befreiung nicht zu und rechneten damit, dass sie sterben würden.

Suko hatte den Schlag verhältnismäßig gut verkraftet. Er war keiner, der sich schnell in sein Schicksal ergab. Das hatte er eigentlich nie getan, und auch jetzt arbeitete er mit Hochdruck an seinen Fesseln, die er losbekommen musste.

Jenny Orwell meldete sich. »Die Frage ist zwar nicht originell, ich stelle sie trotzdem.«

»Bitte.«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir werden zusehen, dass wir hier herauskommen.«

Sie war zunächst so überrascht, dass sie keine Worte für die Antwort fand. »Toll«, sagte sie nach einer Weile, »und wie sollen wir das bewerkstelligen?«

»Indem wir uns befreien.«

»Ha, schaffen Sie das denn?«

»Ich versuche es zumindest. Leider bin ich kein Zauberkünstler und habe so meine Probleme, aber es wird schon klappen, glauben Sie mir.«

»Optimist.«

»Bin ich immer.«

»Kennen Sie sich denn aus?«

»Kann man sagen.«

Sie atmete schwer und musste lachen. »Wenn es nicht so ernst wäre, würde ich ja weiterhin lachen, aber ich komme mir manchmal vor wie in einem Film, für den ich gecastet worden

bin, um die weibliche Hauptrolle zu spielen. Nur überleben die Protagonisten im Film zumeist, wenn es um die Guten, geht, aber hier sehe ich schwarz.«

»Wir haben noch Zeit.«

»Wie lange denn?«

»Bis man uns holen kommt.«

Jenny stellte zunächst keine Frage mehr, so konnte Suko mit seinen Befreiungsbemühungen fortfahren. »Und wer wird uns holen?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen, Jenny, aber bestimmt nicht der Nikolaus. Das muss schon ein schreckliches Monster sein. Machen Sie sich auf etwas Schlimmes gefasst.«

»Verdammt, Sie sagen das so, als wüssten Sie Bescheid.«

»Nicht direkt, aber ich befinde mich nicht zum ersten Mal in dieser Lage. Seien Sie deshalb nicht überrascht, wenn sie plötzlich ein schleimiges Etwas vor sich sehen. Man sagt auch Ghoul dazu. Das sind Wesen, die sich versteckt halten. Viele von ihnen leben auch auf Friedhöfen, wo sie am wenigsten entdeckt werden.«

»Ghoul«, flüsterte Jenny Orwell. »Den Begriff habe ich noch nie im Leben gehört.«

»Seien Sie froh.«

Auch Suko war froh, dass Jenny nicht nachfragte. Sie lagen beide nebeneinander in der Stille, aber nicht im Stockfinstern. Um sie herum verteilte sich eine graue Helligkeit, wenn man es optimistisch sah, denn aus der Öffnung fiel noch das Licht bis hinab in die Tiefe und erreichte dort den Grund.

Es war feucht auf dem Grund des Schachts. Und es herrschte um sie herum eine Luft, die den Namen nicht verdiente. Sie war zu atmen, aber sie stank widerlich. Nicht nach Wald, nicht nach altem Wasser, sondern einfach nur faulig und mit den dünnen Schwaden der süßlichen Verwesung durchzogen. So jedenfalls kam es Suko vor.

Er hatte sich zwischenzeitlich auf die andere Seite gedreht

und die Gegenstände auf dem Boden entdeckt, die ein helles Schimmern abgaben. Er hatte sich zuerst keinen Reim darauf machen können, bis ihm eingefallen war, dass es sich bei diesen Resten um Knochen handeln konnte, die selbst ein Ghoul verabscheute. Reste einer Mahlzeit, die diesem widerlichen Dämon gemundet hatte.

War er da?

Er oder ein ähnliches Wesen, das sich nicht mal in der Nähe versteckt halten musste, sondern sich in diesem unterirdischen Tunnelsystem verkrochen hatte? Suko hatte nämlich gesehen, dass es einen Tunnel oder Stollen gab, der möglicherweise tiefer in den Wald hineinführte und so etwas wie das Rückzugsgebiet dieser widerlichen Kreatur war. Wobei der Stollen nicht unbedingt nur eine Länge haben musste, sondern auch Verzweigungen haben konnte, was durchaus zum Revier eines Ghouls gehörte.

Suko arbeitete verbissen an seinen Fesseln, was auch Jenny Orwell bemerkte, denn sie lenkte ihn nicht mit weiteren Fragen ab und hielt sich zurück. Die junge Frau war tapfer und nahm ihr Schicksal hin, ohne zu klagen.

Sie hatte sich zusammengedrückt und es geschafft, trotz der gefesselten Hände eine sitzende Haltung einzunehmen. Zwar nicht bequem, sondern leicht schräg, aber die lehmige Stollenwand gab ihr den nötigen Rückhalt.

In dieser Position besaß sie auch einen besseren Überblick, wobei sie zwar nicht viel sehen konnte, aber den Kopf so gedreht hatte, dass ihr Blick in die Tiefe des Stollens gerichtet war, als wüsste sie, dass das Unheil gleich von dort erscheinen würde.

Trotz des Gestanks ließ sich die Luft noch atmen, da von oben her genügend Frische in den Schacht drang. Hin und wieder verdrehte Jenny die Augen, um mit ihrem Blick den Rand dort zu streifen, aber es erschienen keine Gesichter, die nach unten schauten. Eigentlich blieb alles sehr still. Nur

manchmal glaubte sie, ein Rascheln zu hören, das entsteht, wenn der Wind mit den Blättern spielt.

Suko arbeitete unermüdlich an seiner Befreiung. Für ihn stand fest, dass ihnen nicht viel Zeit blieb. Wer immer hier unten sein Revier hatte, er würde sie längst gerochen, gesehen oder gespürt haben. Er war darauf geeicht, Beute zu bekommen und sie bis auf die Knochen zu vertilgen.

Suko hatte schon einen kleinen Erfolg erreicht. Er konnte seine Hände besser bewegen und hoffte, sie auch zu befreien. Damit war erst eine -kleine Strecke geschafft. Dann hätte er sich wehren können, aber es wäre ihm lieber gewesen, die Beretta noch bei sich zu haben, aber genau die war ihm abgenommen worden.

Allerdings hatte man seine Dämonenpeitsche übersehen. Plummer kannte sie nicht. Er konnte nichts mit ihr anfangen, deshalb hatte er sie auch nicht für wichtig gehalten, aber sie war für Suko eine wertvolle Waffe, die auch für einen Ghoul tödlich sein konnte.

Er zerrte, er drehte die Hände, er versuchte, Lücken zu schaffen, um seine Hände durch diese Schlaufen hindurchziehen zu können. Suko schaffte es auch, die Finger besser zu bewegen, weil die Fesseln jetzt lockerer saßen. Er konnte sie jetzt sogar in Richtung auf die Handgelenke drehen und versuchte so, diejenigen Knoten zu erreichen, die nicht besonders kunstvoll geknüpft worden waren. Die Stricke waren einfach nur doppelt verknötet worden, das hatte reichen müssen.

Bisher war das auch der Fall, denn Suko bekam seine Hände einfach nicht frei, auch wenn er sich inzwischen schon mehr Luft verschafft hatte.

Es strengte an, so an den Fesseln zu arbeiten. Sukos Atem hatte sich verändert. Er floss jetzt schärfer und zischender aus seinem Mund, und er vereinigte sich mit dem Atem, den auch Jenny Orwell ausstieß, denn sie wollte ihr Schicksal ebenfalls nicht hinnehmen und arbeitete an ihren Fesseln.

Sie war keine Fachfrau und wusste auch nicht, ob sie eine besondere Methode anwenden musste, um die Stricke zu lösen, aber sie glaubte, dass sich die andere Seite bei ihr nicht die große Mühe gegeben hatte, wie es vielleicht bei Suko der Fall gewesen war, denn sie merkte, dass sich die Stricke lockerten.

Wie sie das geschafft hatte, war ihr unklar. Als es soweit war, hielt sie für einen Moment inne, weil sie es kaum glauben wollte. Sie schaute Suko zu, der auf der Seite lag, sich weiterhin bemühte und sie mit keinem Blick bedachte, obwohl er ihr zugewandt lag.

Jenny wollte ihn auch nicht stören. Nach dem ersten guten Gefühl war das Blut in ihren Kopf geschossen und hatte zu einem positiven Schweißausbruch geführt, der ihr zusätzlich einen gewissen Push gab, um weiterzumachen.

Sie arbeitete daran. Sie kämpfte. Sie drehte ihre Hände. Sie bewegte die Finger. Sie spürte das Blut und war froh darüber, dass die Hände nicht abgestorben waren. Sogar die Handgelenke konnte sie innerhalb der Fesseln drehen, und wenn sie so weitermachte und die Finger dicht zusammenpresste, dann konnte es ihr wahrscheinlich gelingen, die Hände aus den Schlaufen zu ziehen.

Das musste doch möglich sein!

Jenny arbeitete weiter. Sie strengte sich an, und sie schwitzte dabei. Es war ihr egal. Auch der Herzschlag hatte sich beschleunigt, und immer wieder durchlief ein Zittern ihre Gestalt. Ihre Augen waren groß, der Mund verzerrt, und eine innere Stimme peitschte jedes Mal den gleichen Satz in ihr hoch.

Ich schaffe es! Ich schaffe es! Ich schaffe es!

Ja, sie lockerte die Stricke. Sie gratulierte sich dazu, dass ihre Hände schlank waren und durch den Schweiß auch glatter geworden waren. Da musste es besser klappen.

Plötzlich erwischte sie der Geruch, und sie hörte mitten in den Bewegungen auf.

Es war ein übler Gestank, der ihr da entgegendrang. Aller-

dings nicht von oben, sondern unter der Erde her, wo die finstere Öffnung in den Stollen hineinführte.

Wer immer dort in seinem Versteck hauste, er hatte es geschafft, den Weg zu finden. Er wusste, wo sich die Opfer befanden und war schon verdammt nahe herangekommen.

Auch Suko hatte den Geruch wahrgenommen und bewegte sich jetzt nicht mehr.

»Er kommt, nicht?«, flüsterte Jenny.

»Ja, sieht ganz so aus.«

»Was machen wir denn jetzt?«

»Ich bin noch gefesselt.«

»Ich auch, aber ...«

»Was aber?«

»Nicht mehr so stramm oder stark wie zuvor«, gab sie leise zur Antwort. »Ich glaube, ich ... ich ... kann es schaffen, wenn mir noch etwas mehr Zeit bleibt.«

»Wirklich?«

»Ja, ich denke ...«

»Dann mach weiter!«

»Aber der Geruch und ...«

»Lass dich nicht davon abhalten. Es ist noch nicht da. Wir haben etwas Zeit.«

»Okay, okay ...«

Plötzlich hatte sich eine irrsinnige Spannung und Nervosität zwischen ihnen ausgebreitet. Beide wussten, dass ihnen nicht mehr viel Zeit blieb. Zu diskutieren, war Unsinn. Sie mussten alles versuchen und arbeiteten jetzt mit allen Mitteln.

Jennys Position war besser als die des Inspektors, weil sie saß und er auf dem Boden lag. Sie konnte besser dorthin sehen, wo sich der Stolleneingang befand. Da war es zwar dunkel, aber nicht stockfinster. Eine Bewegung wäre von ihrer Position aus sofort zu erkennen, zudem konzentrierte sie sich darauf.

Noch sah sie nichts.

Aber es kam.

Der Gestank war zu einer Wolke geworden, die sich wie eine gewaltige Masse ausbreitete.

Jenny riss den Mund auf. Sie hatte es nicht vorgehabt. Es war wohl die falsche Reaktion gewesen, denn danach hatte sie das Gefühl, dass jemand mit einer Pumpe ihr den widerlichen Gestank in den offenen Mund hineingedrückt hatte.

Im ersten Augenblick glaubte sie, ersticken zu müssen, aber in den folgenden Sekunden konnte sie wieder atmen, denn die Luft bestand nicht nur aus diesem Gestank, der nach alten Leichen roch, die sich im fortschreitenden Stadium der Verwesung befanden.

In ihren Augen gab es keine Regung mehr, als sie weiterhin auf den Schachteingang blickte, aber sie arbeitete weiter an ihrer Befreiung. Die Stricke hatten sich stark gelockert, obwohl die Knoten noch hielten. Sie bewegte die Hände, sie drehte sie und machte sie so schlank wie möglich.

Ja, es klappte.

Mit Schwierigkeiten zwar, aber die rechte Hand rutschte langsam aus der Schlinge. Sie scheuerte dabei am Strick entlang, ruckte Stück für Stück vor - und bewegte sich nicht mehr, weil Jenny Orwell plötzlich starr auf dem Fleck saß.

Sie hatte gesehen, was passiert war.

Und es war grauenvoll. Der Beginn des Stollens wurde von einem Monstrum ausgefüllt, wie Jenny es sich nicht mal in ihren schlimmsten Träumen hätte vorstellen können ...

Ich sagte nichts, ich hätte auch nichts sagen können, weil ich einfach das Gefühl hatte, den Mund voller Lehm gestopft bekommen zu haben, denn die Strecke hatte mich überrascht. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es direkt nach dem Eingang zum Schacht so steil bergab gehen würde, sodass ich beinahe in die Tiefe gekippt wäre, mich aber soeben noch

abstützen konnte.

Es war nur ein kleiner Abhang, der sich in der völligen Dunkelheit versteckte, denn auch hinter mir drang kein Licht mehr bis zu mir. Es gibt viele Dinge, die ich hasse. Zu den schlimmen gehört, wenn ich mich in einer fremden Umgebung und in absoluter Dunkelheit weiterbewegen muss, um an ein Ziel zu gelangen oder eines zu finden, das ich nicht mal kenne.

So war es hier auch.

Aber es gab keinen anderen Weg. Ich musste weitermachen, und auch Rhonda White hatte es geschafft, diese Strecke zu überwinden.

Nur besaß ich einen kleinen Vorteil. Und das war die Leuchte, die mir in all den langen Jahren schon verdammt gute Dienste erwiesen hatte. Als ich die kleine Schräge hinter mich gebracht hatte, trat sie in Aktion. Der helle Strahl war für mich wie ein kleiner Lebensretter, und ich drehte ihn so breit wie möglich.

Es ging weiter nach vorn, aber nicht mehr zu tief. Der Stollen fiel flacher ab. Er war sehr niedrig, und ich konnte nicht mal auf allen Vieren laufen, sondern musste auf dem Bauch bleiben und mich weiterbewegen wie ein Rekrut, der das Robben lernt.

Ich hatte keine Zeit. Es war das Gefühl, das mich vorantrieb und damit in eine Welt hinein, in der mir das Atmen immer schwerer fiel. Es glich beinahe einem kleinen Wunder, dass ich überhaupt noch Luft bekam, aber es klappte. Durch irgendwelche Ritzen und Spalten musste Luft in den Stollen dringen, sodass vorläufig für mich noch nicht die Gefahr des Erstickens bestand.

Deshalb dachte ich auch nicht an einen Rückweg. Ich wollte weiter, wollte den verdammt Fall lösen und die unbekannte Bestie, die hier irgendwo lauerte, vernichten.

Wenn es ein Ghoul war, dann würde ich ihn riechen können, denn das war einfach so.

Ich kam gleitend voran. Zwar blieb die Tunneldecke über mir

nicht gleich hoch - mal war sie höher, dann niedriger -, aber sie veränderte sich nicht zum Positiven für mich, und so musste ich mich weiter bäuchlings bewegen.

Die Lampe hielt ich mit der rechten Hand fest. Der Strahl tanzte hin und her. Er war das zuckende Etwas, das in die Dunkelheit hineinglitt und sie immer wieder zerstörte. Wer immer den verdammten Stollen hier gegraben hatte, er hatte dafür keine Maschine genommen, sondern wahrscheinlich seine bloßen Hände oder eine Schaufel, denn nichts war hier eben und glatt.

Sogar der Untergrund nicht, denn er wellte sich voran und glänzte an verschiedenen Stellen feucht, als hätte es hier hineingeregnet.

Ich war so mit mir selbst beschäftigt, dass ich den verfluchten Gestank erst bemerkte, als er mich traf, als hätte man mir einen unsichtbaren Lappen ins Gesicht geschlagen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, nicht mehr weiterzukommen und gestoppt zu werden. Erst als Sekunden vergangen waren, merkte ich, dass ich tatsächlich auf dem Boden lag und einfach nur nach vorn leuchtete, den Mund offen und schwer die widerliche Luft einsaugend.

Es war ein Ghoul!

Der Gestank hatte mir das bewiesen. Zu oft hatte ich schon mit diesen Wesen zu tun gehabt, und mein Hass auf die verdammten Leichenfresser war nicht geringer geworden.

Er war in der Nähe, sonst hätte mich der Gestank nicht erreicht, aber er tauchte nicht im Lichtkegel der Lampe auf. Also musste ich noch weiter. In meinem Kopf hatte sich ein dumpfer Druck ausgebreitet. Ich war schmutzig wie ein Erdarbeiter und so nass, als wäre ich unter der Dusche gewesen, aber es war nicht Wasser, das meinen Körper bedeckte, sondern der reine Schweiß.

Das hier war eine Hölle, eine verdammte Hölle, aber ich musste hindurch.

Der Gang blieb so eng, aber ich erkannte zu beiden Seiten Querstollen, die das Reich des Ghouls vergrößerten, sodass er mehrere Ausweichmöglichkeiten hatte.

Ich stoppte nicht, weil ich bezweifelte, dass er sich in einem der Querstollen versteckt hielt. Ich blieb in diesem Hauptstollen, passierte die Abzweigungen, leuchtete zuvor trotzdem hinein, und das Licht der Lampe sorgte für das helle Schimmern, als es über die dort zurückgelassenen Knochen hinwegstrich.

Abfall für den Ghoul!

Mir stieg die Galle hoch, als ich daran dachte, dass diese Reststücke mal Menschen gewesen waren, und der bittere Geschmack der Gallensäure breitete sich in meinem Mund aus.

Ich schlängelte mich weiter.

Der Boden blieb auch jetzt recht glatt. Ich kam gut voran, obwohl er nicht mehr abschüssig war. Außerdem war ich mir sicher, dass sich der verdammte Ghoul nicht mehr weit von mir entfernt befand.

Seltsamerweise war die Luft wieder etwas besser geworden, und das bildete ich mir wirklich nicht ein. Irgendwo vor mir musste es eine Stelle geben, durch die sie frischen Nachschub bekam.

Ich arbeitete mich vor. Die Lampe zerstörte die Finsternis, aber der Strahl verlor sich nicht mehr in der Dunkelheit, denn plötzlich erwischte er ein Ziel.

Es war kompakt.

Es war hell und dunkel zugleich.

Es war massiv, und es bewegte sich, auch weiterhin nach vorn. Es war wesentlich massiger als ich, aber es war auch geschmeidiger, denn der Körper war von einer Schicht aus Schleim überwuchert. Das stinkende Zeug klebte zum Teil an den Gangwänden fest, wo es aussah wie alter Kleister.

Vor mir war der Ghoul.

Er würde mir nicht mehr entweichen.

Aber dann war er plötzlich weg, und ich hörte den fernen Schrei einer Frau...

Jenny Orwell glaubte nicht, was sie sah. Oder wollte es nicht glauben. Sie wünschte sich eine Decke aus Finsternis herbei, die alles verbarg und dafür sorgte, dass dieser schreckliche Anblick nicht mehr als ein Trugbild aus einem Albtraum blieb.

Es war nicht hell, aber hell genug, um alles zu erkennen. Jenny Orwell war so geschockt, dass sie sogar ihre Hände nicht mehr bewegte und erst mal sitzen blieb.

Suko hatte von einem Ghoul gesprochen. Er hatte ihn allerdings nicht beschrieben. Hätte er das getan, sie hätte ihm wahrscheinlich nicht geglaubt, doch sie hätte sich zumindest auf den Anblick vorbereiten können, so aber traf er sie wie ein Hammerschlag.

Der Ghoul sah einfach grauenhaft aus.

Das war kein Mensch, das war eine kompakte und trotzdem geleeartige Masse Unhold, die sich durch einen relativ schmalen Stollen gequetscht hatte. Das war ihm möglich gewesen, weil der Schleim an den Seiten wie ein gutes Schmiermittel funktioniert hatte.

Aber es gab nicht nur diese schleimige Masse, es kam noch etwas anderes hinzu. Dieser Unhold besaß ein Gesicht. Zuerst wollte Jenny es nicht glauben, aber es stimmte tatsächlich. In dieser Masse schwamm ein Gesicht, das aus zwei Augen, einer Nase und einem breiten Maul bestand, das so weit offen stand, dass die beiden Zahnreihen zu sehen waren, die wie zwei sich gegenüberliegende Kämme wirkten, wobei jeder Zinken einen Zahn darstellte.

Es war ein Gesicht, daran gab es keinen Zweifel. Was Jenny Orwell allerdings den Rest gab, war die Tatsache, dass dieses Gesicht keinem Mann, sondern einer Frau gehörte. Nie hätte

sie das gedacht. Sie fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Es war für sie einfach unmöglich, und plötzlich hatte sie das Gefühl, vor Entsetzen nicht mehr atmen zu können.

Das Wesen hatte sich bewusst Zeit gelassen. Es wollte seinen beiden Opfern klar machen, wem sie bald ihren Tod zu verdanken hatten, um anschließend verspeist zu werden. Deshalb hatte es so lange gewartet.

Es war Jenny nicht aufgefallen, dass auch Suko seine Position verändert hatte. Er lag nicht mehr, sondern saß und hatte den weiblichen Ghoul ebenfalls gesehen.

»Jenny, ich denke, es wird Zeit!«

So ruhig seine Worte auch klangen, sie hatten der Frau die Bedeutung schon klar gemacht.

Das wiederum erinnerte sie an die Fesseln. Noch umschlangen sie ihre Handgelenke, aber längst nicht mehr so fest wie noch vor einigen Minuten, und wieder zerrte, drehte und zog Jenny an ihrer rechten Hand, um sie frei zu bekommen.

Ja, sie rutschte aus der Schlinge.

»Ich habe die rechte Hand frei!«, rief sie mit Zitterstimme.

»Super. Jetzt noch die linke.«

»Und dann?«

»Erst musst du dich befreien«, sagte Suko mit ruhiger Stimme, wobei sich Jenny darüber wunderte, wie er nur in dieser Lage seine Ruhe bewahren konnte.

Sie war so aufgeregt, dass sie Probleme mit der linken Hand bekam. Deshalb dauerte es länger, als sie es sich vorgestellt hatte, aber es gelang ihr.

Sie hatte sich dabei bewegt und sich kaum noch auf diesen schleimigen Unhold konzentriert, der das natürlich ausgenutzt hatte und sich vorschob.

Er glitt in die Höhle hinein ...

Zum ersten Mal hörten beide das hässlich klingende Schmatzen, das so etwas wie eine Vorfreude darstellte. Sie sahen auch, wie sich das Maul bewegte, wie sich das Schmatzen in ein

Schlürfen verwandelte und von einer schon gierigen Vorfreude kündete.

Das Wesen trug keine Waffe, mit dem es die beiden Menschen hätte töten können, aber Suko war Fachmann genug, um zu wissen, wie es diese Wesen schafften. Sie legten sich mit ihren Massen über die Menschen und sorgten dafür, dass sie erstickten.

Ein letzter Ruck noch, dann hatte es Jenny Orwell geschafft. Beide Hände waren frei. Trotzdem klirrte in ihren Worten die Panik, als sie fragte: »Was soll ich denn jetzt tun? Ich bin zu schwach. Ich komme dagegen nicht an.«

»Zunächst die Ruhe bewahren.«

Jenny lachte nur bitter.

»Dann zu mir kommen. Bitte, und schnell!« Jetzt klang auch Sukos Stimme nicht mehr so ruhig, denn der verdammte Leichenfresser hatte es bereits geschafft, einen Teil der Entfernung zwischen ihm und Jenny zu überbrücken.

Jenny kroch zu ihm. Ihre Hände waren noch irgendwie taub. Das Blut strömte wieder normal, aber es hatte Mühe, sich in die verengten Adern hineinzudrücken, und so hatte sie den Eindruck, von innen her durch zahlreiche Nadeln gepiesackt zu werden.

Jenny wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Vor ihr Suko, von links schob sich der Ghoul immer näher. Er bewegte sich rollend über den Boden und sonderte dabei in seiner wilden Gier auf die Beute immer mehr Schleim ab.

»Schneller!«, drängte Suko.

»Ja, ja, ich mache schon.« Jenny hatte Suko erreicht und wollte sich an seinen Fesseln zu schaffen machen.

»Nein, lass das!«

»Aber...«

Suko ließ sie nicht ausreden. »Greif an meine linke Seite an den Hosenbund. Dort findest du so etwas wie einen hohlen Stock. Tatsächlich aber ist es der Griff einer Peitsche. Zieh sie

hervor, schlag einmal einen Kreis über den Boden, dann wirst du sehen, dass drei Riemen hervorrutschen. Wenn das geschehen ist, dann schlag sie gegen den Ghoul. Ist das klar? Hast du verstanden?»

»Ja, habe ich.«

»Schnell jetzt!«

Jenny Orwell bekam das Zittern nicht unter Kontrolle. Sie versuchte, das Denken abzustellen, das musste sie einfach tun. Nicht darüber nachdenken, was hier ablief. Es gab sowieso keine normale Erklärung für dieses Phänomen.

Ihre rechte Hand fuhr an Sukos Gürtel entlang. Noch hatte sie Mühe, die Finger normal zu bewegen, weil sie noch immer von dem verdamnten Kribbeln erfasst worden waren, dann stieß sie gegen den harten Gegenstand, von dem Suko gesprochen hatte, und packte zu.

»Rausziehen!«

Sie tat es!

»Und jetzt?« Jenny hielt die Dämonenpeitsche zwar in der Hand, war aber völlig durcheinander und wusste nicht mehr weiter.

»Schlag den Kreis.«

»Wie?«

»Einfach in die Runde!«

Verdammt, es wurde Zeit, deshalb hatte Suko Jenny auch angeschrien. Sie musste ihre Panik einfach zurückstellen, denn der verfluchte Ghoul ragte in ihrer Nähe beinahe wie eine mächtige Wand auf, die sich zuckend bewegte.

Jenny Orwell begriff nichts. Sie war auch nicht in der Lage, sich weitere Gedanken zu machen. Sie musste tun, was verlangt wurde. Suko kannte sich aus, er war der Fachmann, und so schlug sie über den Boden den Kreis hinweg.

Ja, es klappte.

Der Stab besaß an seinem unteren Ende eine Öffnung. Daraus rutschten tatsächlich drei gräuliche Riemen hervor, die mit

ihren Enden gegen den Boden klatschten.

»Schlagen!«, rief Suko. »Schlag gegen den Ghoul!«

Jenny wollte es tun. Sie zeigte allen guten Willen, und sie holte auch aus. Dabei sah sie plötzlich die gewaltige Wand dicht vor sich, die nicht an ihrem Platz blieb, sondern sich nach vorn bewegte.

Sie kam nicht zum Schlag, sondern nur noch zu einem Schrei des Entsetzens, denn dann wurden sie und Suko von der stinkenden Masse einfach begraben ...

Eine Schlange hätte es bestimmt schneller geschafft. Da ich jedoch keine Schlange war, hatte ich Mühe und brauchte auch meine Zeit, mich durch den verdamnten Stollen zu bewegen, auch wenn ich jetzt alle mir zur Verfügung stehenden Kräfte einsetzte, um das Ziel so bald wie möglich zu erreichen. Der Schrei hatte alles andere als gut geklungen. Trotz der Entfernung hatte ich das Entsetzen aus ihm hervor gehört, und ich sah auch, wie sich die Masse zuckend bewegte und viel mehr Platz bekommen hatte. Sie musste den Stollen hinter sich gelassen haben.

Meine Lampe ließ die Gestalt nicht aus der Kontrolle. Der Lichtkegel huschte immer wieder zuckend über die breite Fläche des Rückens hinweg.

Ich kroch, ich lief geduckt, ich schleifte mit dem Kopf an der schmierigen Decke entlang, ich tat einfach alles, um noch früh genug zu kommen.

Der Gestank war jetzt unerträglich. Ich hatte auch das Gefühl, dass mir manchmal der Schleim wie Flocken ins Gesicht flog und über die schweißnasse Haut hinwegglitt.

Dann war ich da. Das heißt, noch nicht ganz. Ich rutschte durch die Öffnung, ich geriet in die hellere Zone - hinein und in das Licht, das von oben her durch die Schachtoffnung nach

unten fiel und hier unten so etwas wie ein Dämmern schuf.

Es gab im Vergleich zum Stollen relativ viel Platz. Der meiste Raum wurde von diesem mächtigen Ghoul eingenommen.

Ich entdeckte auch meinen Freund Suko nicht, aber ich wusste sehr gut, dass er sich in dieser Höhle befand und auch die Frau, die Jenny Orwell hieß.

Nur sah ich beide nicht.

Es gab nur eine Möglichkeit.

Sie mussten unter dem mächtigen Körper des Leichenfressers begraben sein.

Mich hatte er noch nicht entdeckt. Ich befand mich hinter seinem Rücken. Er wollte die beiden durch seine Masse ersticken, und dann schoss ich drei Mal.

Die geweihten Silberkugeln klatschten in die Masse hinein. Überall dort, wo die Kugeln trafen, spritzte das schleimige Zeug in die Höhe. Ich kniete hinter der Masse und wollte mich nicht auf die Silberkugeln allein verlassen, obwohl sie ausgereicht hätten.

Ich nahm noch mein Kreuz zu Hilfe und rammte es zusätzlich in den Körper hinein.

Es stach tief in das weiche Zeug. Ich zog es sofort wieder hervor und hörte dann einen klagenden und auch widerlich klingenden Schrei, der nur von einer gequälten und im Sterben liegenden Kreatur abgegeben werden konnte.

Dafür hatten die Kugeln und die Attacke mit dem Kreuz gesorgt. Die mächtige Masse, die so durchgeschüttelt war und noch immer versuchte, sich zuckend zu bewegen, zog sich plötzlich zusammen. Wieder hörte ich den klagenden Schrei, dann drehte sich das dämonische Geschöpf herum, und plötzlich schaute ich in das Gesicht. Dass ich zugleich auch Sukos und Jennys wahrnahm, bekam ich nur am Rande mit, denn der Ghoul schaute mich an.

Ein Ghoul, eine Ghoulin? Gab es für einen weiblichen Leichenfresser überhaupt eine derartige Bezeichnung?

Das verzerrte, in die Länge und zugleich in die Breite gezogene Gesicht gehörte eindeutig einer Frau. Um es herum schien sich die Masse gebildet zu haben. Weich, glibberig, geleeartig und schlichtweg widerlich. Wenn die Physiognomie einer derartigen Kreatur überhaupt Gefühle ausdrücken konnte, dann war das hier der Fall.

Der Ghoul litt unter wahnsinnigen Schmerzen, und das war zu sehen. Nein, aus seinen Augen, die immer blasser wurden, rannen keine Tränen hervor, es waren dicke Schleimklumpen, die sich lösten und es nicht mehr schafften, an der gesamten Länge des Körpers heran nach unten zu rinne, denn sie trockneten auf dem Weg dorthin aus, und das Gleiche passierte auch mit dem Ghoul.

Er verlor das, was ihn überhaupt zu einem derartigen Wesen machte. Er wurde dabei kleiner, und sein Gesicht sah plötzlich aus wie von einem Künstler aus irgendwelchen Kristallen geschaffen, die er aber nicht formgerecht hatte einsetzen können. Es war schief, es war und blieb verzerrt, und es zog sich immer mehr zusammen.

Wie auch der Körper.

Drei Augenpaare schauten zu, wie er immer mehr austrocknete und dann wie ein schiefes Kunstwerk aus Zuckerguss liegen blieb.

Suko saß ebenso wie Jenny. Er hielt die junge Frau umfasst, die den Blick abgewendet hatte und das Schluchzen nicht unterdrücken konnte.

»Ich bin noch gefesselt«, sagte Suko.

»Ja, das sehe ich.«

»Trotzdem danke.«

Ich lachte. »Keine Ursache. Aber warum hat Jenny nicht mit deiner Waffe geschossen?«

»Die hat man mir abgenommen.«

»Plummer?«

»Bestimmt.«

»Dann ist es noch nicht zu Ende.«

»Nur mit ihr«, sagte Suko, streckte seine gefesselten Beine aus und trat gegen den Klumpen, der unter diesem Druck knirschend zusammenbrach ...

Wir sahen aus wie aus dem Erdinnern gekrochen. Verdreht bis in die letzte Hautfurchen. Wir waren durch den Stollen zurückgekröchen und hatten Dennis gefunden, den ich losband und mitnahm. Er ging mit gesenktem Kopf zwischen uns her.

Suko, der wieder zu Kräften gekommen war, hatte sich um Rhonda gekümmert und sie mitgenommen. Er hatte sie sogar getragen und später, als wir den Wald, verlassen hatten, da wollte sie trotz der Verletzungen allein gehen.

Keiner konnte sie davon abhalten, aber Jenny und Suko stützten sie. Der Tag hatte sich noch nicht verabschiedet, obwohl der Nachmittag schon dahingerafft worden war. Noch war die Umgebung hell, noch schien die Sonne, aber sie hatte einen dünnen Vorhang aus Wolken bekommen und war blässer geworden.

Auch jetzt hatte sie es nicht geschafft, die Menschen aus den Häusern zu locken. Als wir eine Steinbank entdeckten, sorgten wir dafür, dass sich die Frauen dort niederließen. Und auch Dennis sollte bei ihnen bleiben, was er sogar tat. Er nahm mit leerem Blick zwischen den beiden Platz. Ihm war sehr wohl bewusst, dass sich sein Schicksal vom heutigen Tag an entscheidend verändert hatte. Nichts würde bei ihm so bleiben wie es mal gewesen war.

Zu zweit gingen wir weiter. Ich hatte Suko geraten, zurück-zubleiben, wenn wir das Haus betraten, denn nur ich war bewaffnet. Wir mussten auch damit rechnen, erwartet und somit beschossen zu werden, aber bis zum Hauseingang passierte nichts dergleichen.

Durch die Fenster konnten wir nicht schauen, weil sie von innen verhängt worden waren.

Die Tür war nicht abgeschlossen worden. Ich drückte sie auf, zielte mit der Beretta in das Innere und wusste plötzlich, dass das Haus nicht leer war. Es war ein bestimmtes Gefühl, das mich erreichte. Man spürt einfach, dass sich irgendwo Menschen aufhalten. Ich drehte kurz den Kopf und flüsterte Suko zu. »Sie sind da ...«

»Okay, dann packen wir es.«

Ich hatte schon in dieser alten Wohnküche gesessen. Dort schien sich das Zentrum des Hauses zu befinden, und genau in dieses Zimmer führte uns der erste Weg.

Die Tür stand sogar offen, als wollte man damit eine Einladung aussprechen.

Heather und Mason Plummer saßen am Küchentisch. Beide schauten in Richtung Tür, aber nur Mason nahm Notiz von uns. Seine Schwester saß starr neben ihm.

»Kommen Sie rein«, sagte er. »Ich habe es irgendwie geahnt.«

Dass ich trotzdem auf der Stelle stehen blieb, hatte seinen Grund. Plummer hielt Sukos Beretta in der Hand, und die Mündung hatte er seiner Schwester gegen die linke Kopfseite gedrückt...

Beide saßen an der Schmalseite des Tisches, und mir war klar, dass eine Katastrophe dicht bevorstand. »Machen Sie nur keinen Unsinn, Plummer, bitte nicht.«

»Sie und auch der Chinese bewegen sich nicht, bis ich es mir anders überlege.«

»Ja, einverstanden.«

»Ich habe Ihnen etwas zu sagen und möchte Sie auch was fragen: Ist der Ghoul vernichtet?«

Ich blieb bei der Wahrheit und sagte: »Er existiert nicht mehr.«

»Das habe ich mir gedacht. Das Schicksal war gegen mich und hat euch hergeführt. Aber ich wusste, dass es nicht alle Zeiten so weitergehen würde.«

»Sie kannten ihn?« - »Sicher.«

»Wer war sie?«

»Meine Frau!«

Ein Hammerschlag hätte uns nicht härter treffen können. Das musste ich erst verdauen und flüsterte, nachdem ich blass geworden war. »Die Mutter Ihres Sohnes Dennis?«

»Nein, meine erste Frau. Dennis' Mutter ist schon lange tot. Ich musste sie opfern.«

»Doch nicht dem Ghoul?«

»Wem sonst?«

Himmel, da taten sich Abgründe auf. Ich hatte das Gefühl, rotieren zu müssen. Es wollte mir nicht in den Kopf, was ich gehört hatte, und fragte deshalb: »Wie kann man nur einen weiblichen Ghoul heiraten?«

»Indem man geheiratet wird. Ich habe es zu spät bemerkt, da hatte sie uns alle hier in der Gewalt. Sie veränderte sich, ihr wahres Ich drang durch, und sie hätte uns alle getötet, um uns zu fressen. Um dem zu entgehen, habe ich für Nahrung gesorgt. Ich weiß sehr genau, dass ich mich zusammen mit meiner Schwester schuldig gemacht habe. Ich habe versucht, Dennis herauszuhalten. Es ist mir nicht ganz gelungen, und deshalb möchte ich Sie bitten, ihm eine faire Chance zu geben.«

Es waren gute Worte, die mir in dieser Situation nicht gefielen, weil sie sich so endgültig angehört hatten.

Das waren sie auch, denn Plummer drückte ab.

Er schoss seiner Schwester in den Kopf, die zur Seite sackte, und Plummer richtete augenblicklich seine Waffe gegen sich selbst.

Ich hätte ihm noch zuvorkommen können, aber ich hatte meine Beretta beim Eintreten gesenkt, um die Lage nicht noch mehr zu dramatisieren. So bekam Plummer die Chance, sich selbst eine Kugel in den Kopf zu schießen. Er traf dabei die Mitte der Stirn und war ebenso tot wie seine Schwester.

Suko und ich schauten uns an. Wir konnten es beide kaum begreifen. Das Grauen hatte sich aus einem menschlichen Drama in dieser schottischen Einöde entwickelt, von der Öffentlichkeit unbeachtet.

Wir gingen aus dem Haus wie zwei Menschen, die mit nackten Füßen über Glassplitter liefen. Erst vor der Tür konnten wir wieder sprechen.

Suko fragte: »Weißt du eigentlich, wie dieser verdammte Ort heißt?«

»Nein, keine Ahnung. Am liebsten möchte ich es gar nicht wissen und ihn so schnell wie möglich vergessen ...«

ENDE